

Notizen.

Am 7 März d. J. starb zu Bremen, im 68 Lebensjahre, der Professor Heinr. Rump, früher Lehrer an der dortigen Gelehrtenschule, seit langen Jahren Stadtbibliothekar. Er hat Mehreres über Geschichte geschrieben. Sein Geburtsort war Horn im Bremischen, den 27 Dez. 1768.

S. Allgem. Anz. Nr 105, den 19ten April 1837.

Vorlesungen

über

einige in der Geschichte der Deutschen am stärksten hervortretende Züge

der

Volks-Eigenthümlichkeit,

gehalten

im Museum zu Bremen 1814 und 1815

von

H. Rump.

Professor und Bibliothekar.

(Der Ertrag ist den wohlthätigen Zwecken des Frauenvereins für verschämte Arme gewidmet.)

Gedruckt bei Johann Georg Heyse.



Ueber einige in der Geschichte der Deutschen am stärksten hervortretende Züge der Volks-Eigenthümlichkeit.

Vorgelesen im November 1814.

Es ist mir im Laufe dieses und des vorigen Jahres oft dringendes Bedürfniß gewesen, mir das Bild unsrer Nation mehr aufzuklären und insbesondere die Grundzüge desselben mir schärfer auszuzeichnen. — Schon vor der thatenreichen Zeit des letzten so ruhmvoll geendigten Kampfes unsrer Nation machte das so anziehend geschriebene Werk einer geistvollen, nicht deutschen Schriftstellerin über Deutschland, das Buch der Frau von Stael auf das Eigenthümliche unsers Volkes und Landes auch mich von neuem aufmerksam; ein Werk, was um so mehr den deutschen Leser aufregen muß, da ungeachtet aller Neigung der Verfasserin, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ungeachtet ihrer großen Talente in dieser Art der Darstel-

lung, doch ihr Standpunct als Fremde ihr den ohnehin nicht leicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu ergreifenden Gegenstand nicht immer in seinem rechten und ganzen Lichte zeigen konnte; was denn Verzeichnungen oft unvermeidlich machte, und Licht und Schatten und die ganze Färbung des Gemähldes hier zu stark, dort zu schwach, auch wohl einmal ganz falsch gerathen ließ.

Ferner begann das heilige Jahr unsers Vaterlandes, wo man wahrlich nicht einmal Deutscher zu seyn brauchte, um bei Hermanns Enkeln mit aller Aufmerksamkeit, ja mit ganzer Seele zu weilen. Das Volk, das seine frühern Fehltritte und Verirrungen so sühnte, so im Augenblick seines tiefsten Elendes von neuem sich zur Nation weihte, ist nicht nur das betrachtungswürdigste, ist auch das beherzigungswertheste in der gesammten Gemüthswelt jedes gebildeten Menschen. Wenn der in sittlicher Würde sich aufrichtende Einzel-Mensch Freude im Himmel macht; wie muß ein ganzes und großes Volk, das herrlich auferſteht, jedes fühlende Herz auf Erden ansprechen, vor allem jedes Herz, das selbst diesem Volke angehört!

Wie sehr auch dieses erhebende Schauspiel einen unwiderstehlich ergreifenden Eindruck, wenigstens auf deutsche Gemüther, allenthalben gemacht, davon zeugen mit jedem Tage neue Stimmen. — Wer irgend der Huld einer Muse sich erfreuet, weiht die Stunde der Begeisterung dem erstandnen Vaterlande; wem irgend eine Einsicht zur Förderung der National-Wohlfarth zu Theil ward, kann es sich nicht versagen rathen zu helfen. Nicht bloß Philosoph und Staatsmann, nicht bloß, wer durch Amt und Stand dazu berufen ist, entwirft Risse zu neuen oder doch verbesserten Volks- und Staatsvereinen; ergriffen von der Macht des hehren Augenblicks trägt jeder seine Nation jetzt im Herzen, und spricht und schreibt von ihr und für sie, wie es sein Standpunkt, der Grad seiner Einsichten und seine Liebe und sein Haß ihm heißt. Und so eilen, noch ehe aus der alten Kaiserstadt die Hirten der Völker über Europa's und Deutschlands Zukunft gesprochen haben, zahllose Schriften voll Vorschläge, Aufforderungen und Berathungen dem mächtigen Worte der Herrscher voraus.

Eben dies lebendige Getümmel aber in unsrer Literatur, wo vor kurzem noch Palms und Beckers Schicksal jede Feder gelähmt, jeden Mund geschlossen hielt, eben diese von allen Seiten ertönenden Stimmen steigern endlich noch mehr das Bedürfniß, sich ein treues Bild unsrer Nation von neuem vorzuhalten und das Unterscheidende ihres Charakters sich so klar und deutlich, wie möglich, zu machen; denn auf diese Weise entgeht man wohl am sichersten der Gefahr, von den lautesten und eifrigsten Sprechern zu rasch fortgerissen zu werden; auf diese Weise kann man sich wohl am besten Selbstständigkeit und eigne Ansicht in der großen Tages-Angelegenheit noch einigermaßen bewahren.

Woher das, was man Nationalität, Volks-Eigenthümlichkeit nennt, dies die Völker unterscheidende Besondere in der Sinnes- und Denkart, in Empfindungen und Gefühlen, in der Handlungsweise und dem Benehmen entstehe: diese Frage wollen wir nur berühren, nicht vollständig beantworten, so sehr auch der Deutsche dahin

neigt, bei jeder Untersuchung, deren Gegenstand ihm wichtig und heilig ist, alles wo möglich bis ins Gebiet der Metaphysik zu verfolgen und so aufs Reine zu bringen. — Es war eine verzeihliche Täuschung, daß man in der Zeit, als die Völker- und Länderkunde nebst allen Zweigen der Naturwissenschaften Lieblingsbeschäftigung der Gebildetern war, alle Menschen- und Nationen-Verschiedenheit fast einzig ableiten wollte von der Beschaffenheit des Wohnplatzes, von Clima, Luft, Boden und was sonst in der Natur auf Geschöpfe, die wenigstens mit der Hälfte ihres Wesens dieser Natur angehören, einwirken kann. — Eine eben so begreifliche und fast noch verzeihlichere Täuschung war es, den sogenannten moralischen Ursachen, z. B. dem Einflusse der Erziehung und des Beispiels, der Regierungsform und Gesetzgebung, und endlich, was sowohl Erzeugniß der physischen als der geistigen Menschen-Natur ist, der Sprache alles oder doch fast alles hier zuzuschreiben. Wer konnte den bedeutenden Einfluß aller dieser nächsten Ursachen verkennen? Ja es ließ sich das ganze Phänomen bei einigem Witz und Scharfsinn auf eine recht unterhaltende Weise

daraus erklären; was denn sowohl Schriftstellern, welche bei ihrer philosophischen Thätigkeit mehr die Unterhaltung ihres Publikums bezweckten, als auch ihrem Publiko selbst, das mehr Unterhaltung suchte, vor der Hand genügte. — So übersah man fast ganz, wie vieles von den Umständen, die man als Ursachen annahm, schon Wirkung und Folgen der Volks-Eigenthümlichkeit war; wie das ja bei den moralischen Ursachen überall und selbst bei den Umständen, die man physische Ursachen nennt, wenigstens zum Theil und in einem gewissen Grade der Fall ist; denn der Mensch drückt auch nach und nach der ihn umgebenden Natur, wenn er gleich nicht Gebirge abtragen und Meere austrocknen kann, doch in vielfacher Rücksicht seinen Charakter auf. — Meine Ansicht hierüber, die ich übrigens hier nur angeben, nicht mit ihren Gründen unterstützen kann, ist die: die Anlage zum Nationalen und Individuellen ist in dem geistigen Theil des Menschen eben so begründet, ist hier etwas eben so Ursprüngliches und uns Angebornes, als jede der allgemeinen Eigenschaften, die den Charakter der Menschheit ausmachen; und wie der einzelne Mensch,

so wie das Individuelle sich in ihm entwickelt, sich diesem oder einem andern Berufe und Stande, falls er freie Wahl hat, widmet und darnach seinen Wohnsitz wählt und seine Umgebung einrichtet: so mag es auch mit den Stammvätern der Nationen gegangen seyn. Cain wurde ein Ackersmann und Abel ein Hirt, und jeder wählte sich nach dieser seiner Lust die bequemste Gegend, und richtete sie ein. — Freilich läßt sich diese in der Seele selbst begründete Verschiedenheit der Menschen und Nationen nicht so handgreiflich beobachten und darthun, wie die nähern allerdings mit wirkenden Ursachen in der sichtbaren Welt, daß aber dennoch eine ursprüngliche Anlage zu dieser Verschiedenheit vorhanden sey, dafür ist mir eben ein Beweis — die Unzulänglichkeit der nähern in unsrer sichtbaren Umgebung anzutreffenden Gründe. — Weiter empfiehlt sich noch die Annahme dieses Urgrundes der Menschen- und Nationen-Verschiedenheit durch die Analogie in der sichtbaren Schöpfung. Wie? nur hier sollte Thier und Pflanze in zahllose Gattungen und diese in Arten und diese in Familien sich theilen und darnach zusagenden Boden, Clima u. s. w. fin-

den und behaupten, und in der gesammten Welt vernünftiger Geister hier auf Erden, die doch so viel höher steht, als die ihr untergeordnete vernunftlose Welt, sollte nur so weit Verschiedenheit der einzelnen und ganzer Abtheilungen vernünftiger Wesen seyn, als diese entstehen kann aus dem Einflusse des Körpers, der weitern sichtbaren Umgebung und den Anstalten, die der Mensch selbst schon trifft?

Uebrigens ist es für das praktische Leben durchaus nicht ganz gleichgültig, welcher Ansicht man hierüber zugethan sey. Ist das Nationale und Individuelle der Menschen eben sowohl als das, was zu ihrem Gattungs-Charakter, zum Menschen überhaupt gehört, ursprünglich, und von der Natur selbst in uns gelegt: so ist es eben so heilig und unantastbar als das Allgemein-Menschliche; es giebt dann nicht blos Frevel gegen die Menschheit an Nationen und Individuen verübt, es giebt auch Frevel gegen Nationen und Individuen als solche, gegen das, was an ihnen außer dem Allgemein-Menschlichen national und individuell ist; und wie die Erziehungskunst bei der Wahl und Anwendung einer oder der andern Methode gewissenhaft

das Individuelle zu achten und vor aller Zerstörung desselben sich zu hüten hat, so hat nicht minder die Regierungskunst bei der Lenkung der Nationen oder einzelner Theile derselben das Nationale als etwas Heiliges, Unabänderliches, Unantastbares anzusehen. Da es weder vom Zufall noch von irgend einer Willkühr in die Völker hineingekommen ist, so darf es auch nie irgend einer blos willkührlichen Bestimmung preis gegeben werden; denn alles, was von der Natur selbst ist angelegt worden, hat, wenn es verletzt wird, eine sicher strafende Nemesis.

Doch dies mag genug seyn über den letzten Grund der Völker-Verschiedenheit. Eine andre Frage, die vorab noch kurz will beantwortet seyn, ist die: Auf welchem Wege läßt dann diese Verschiedenheit selbst sich am besten beobachten?

Wie es zwei Wege giebt, das Individuelle in dem einzelnen Menschen aufzunehmen, so giebt es vornehmlich auch zwei Wege, das Nationale in den Völkern zu beobachten, ja hier noch einen dritten dazu. Wir beobachten am gewöhnlichsten Völker wie Menschen auf der großen Bühne des geselligen Verkehrs, in der Gegenwart also, in

unsrer Zeit bloß; oder auch nach der ganzen Dauer ihres Daseyns, nach ihren sämmtlichen Aeußerungen durch alle Zeiträume, also nach ihrer Geschichte; endlich drittens liefert das Hauptband eine Nation, ihre Sprache und Literatur, auch einen treuen und selbst die kleinsten Eigenthümlichkeiten wiedergebenden Abdruck ihres Charakters. — Ueber den dritten Weg habe ich vor mehrern Jahren in einigen Vorlesungen über die deutsche Sprache manches auch hierher Gehöriges gelegentlich gesagt, was ich aber jetzt um so mehr ganz liegen lassen kann, da diese Sache in den gelesensten Schriften kürzlich vielfach zur Sprache gekommen und viel Schönes und Wahres, besonders bei Vergleichung der deutschen und französischen Sprache, aber freilich auch, wie es mir scheint, viel Uebertriebenes gesagt worden ist, seitdem Haß und Liebe sich zu sehr in diese Untersuchungen gemischt haben.

Von den beiden andern Wegen die Eigenthümlichkeit einer Nation zu erforschen, hat der erste, sie bloß in der Gegenwart zu beobachten und so weit sie sich im Umgange und durch ihre gegenwärtige Verfassung und Umgebung darstellt,

allerdings seinen Werth; nur führt er einerseits nicht weit genug, anderseits hat er, wenn man ihn allein betritt, noch seine besondere Mißlichkeit. Die Schilderung einer Nation, die auf diesem Wege allein oder doch vornehmlich zu Stande gebracht wird, kann den Charakter derselben nach allen Seiten und in seiner tiefsten Wurzel so wenig mit Sicherheit erfassen, als wir von einem einzelnen Menschen, mit dem wir einige Tage blos im Verkehr sind, ein vollständiges Bild uns machen werden, dem das Original mit allen Aeußerungen seines ganzen Lebens zusagt. Zeitumstände, besondere Lagen, Ereignisse des Tages können wie an einzelnen Menschen, so auch an Nationen Nebenzüge hervorheben und als das Bedeutendste an ihnen ins Auge fallen lassen, dagegen Hauptzüge verdunkeln, dagegen Grundzüge gar nicht oder doch nicht als solche zu Gesicht kommen lassen. — Und das Mißliche dieses Weges liegt da: zu großen Einfluß hat, wenn man ihn allein verfolgt, der Umstand, ob die Nation, welche wir würdigen wollen, die Kunst versteht, vortheilhaft aufzutreten, im Verkehr und allen geselligen Verhältnissen sogleich aufs einnehmendste

sich zu geben; oder ob sie diese Kunst entweder nicht genug kennt, oder auch — verschmäht. Denn eben so gut, als unter den Individuen, giebt es auch unter den Nationen sowohl solche, die über, als solche, die unter ihrem wahren Werth sich geben. Ist dies aber, so läuft man auf jenem Wege auch Gefahr, hier über Verdienst zu erheben, dort über Gebühr und Schuld herabzusetzen; und bedarf also noch wol eines andern gegen diese Gefahr uns sicher stellenden Weges.

Und dieser besteht denn darin, daß wir die ganze Lebensgeschichte der Nation bei ihrer Würdigung uns vergegenwärtigen; ihre Geschichte nicht bloß, was freilich wol geschehen ist, dabei nur flüchtig zu Rathe ziehen, sondern aus derselben vornehmlich das Resultat zu gewinnen suchen.

Die Geschichte spricht durch Handlungen, durch Thaten das Gemüth und die Gesinnungen eines Volks aus; die Kunst vortheilhaft zu erscheinen, durch Manier und Außenseite sich über sich selbst zu erheben, findet hier keine Anwendung, wie auf der bunten Bühne des geselligen Verkehrs, so wenig als der Mangel oder das Verschmähen dieser Kunst hier auf Schätzung und Würdigung

Einfluß hat. Nichts von allen dem, was in der Gegenwart für einen Menschen das Urtheil beste- chen oder auch gegen ihn einnehmen kann, gilt hier. — Und wäre es dem einzelnen Menschen auch möglich, sein ganzes Leben hindurch eine Maske zu tragen oder doch geschminkten Antlitzes einherzugehen, ein Volk kann nicht seine ganze Geschichte hindurch besser sich geben als es ist. Die Geschichte also und sie vornehmlich entschei- det, gleichsam in letzter Instanz, über den innern und damit über den ächten wahren Gehalt einer Nation.

Den Deutschen setzt seine historische Literatur allerdings schon in den Stand, auf diesem zwei- ten Wege zu einer tiefen und gründlichen Ein- sicht in den eigenthümlichen Charakter seines Vol- kes zu gelangen; wiewohl ich nicht behaupten will, daß die Geschichte der Deutschen schon geschrieben sey, die hier in jeder Rücksicht allen Wünschen entspräche. Vieles ist geschehen, das Ganze mit deutscher Ordnungsliebe entwirret, einzelne Theile unsrer Geschichte sind mit Geist und Fleiß bear- beitet; aber die eigentliche Krone aller dieser Ar- beiten: eine mit ächter Begeisterung entworfene

und dann mit dem beharrlichsten Fleiß ausgeführte Darstellung des wirklichen und angestrebten Lebens unsrer Nation durch alle Zeiträume ist — noch zu hoffen; oder vielmehr in der jetzigen so begeisternden Zeit wol mit Zuversicht zu erwarten. — Es mußte vielleicht diese sonnenreiche Höhe erst erstiegen werden, um die Vorzeit mit allen ihren Erscheinungen in ihrem wahren Lichte erblicken, aufnehmen und darstellen zu können.

Bis dahin lege ich unter allen dem, was vorhanden ist, bei der Erforschung unsrer Volks-Eigenthümlichkeit vornehmlich Werth auf die historischen Quellen von dem ersten Auftreten der Germanen, damals, als die Römer von zwei Seiten, dem Rhein und der Donau, an sie hinan sich drängten. Da ist ihr Jugendleben, ihr Jünglingsalter. Und diese Blüte des gesammten Daseyns ist bei Nationen zur Erforschung des eigenthümlichen Gemüths und der eigenthümlichen Art eben so wichtig, als dieselbe Zeit im Leben des Einzelnen. — Unschätzbar sind daher die Werke der beiden großen Römer, des Cäsar und Tacitus, besonders des letztern jedem Deutschheit liebenden

Deutschen. Freilich schildern auch sie als Ausländer unser Vaterland, aber Cäsar thut es mit dem an so vielen Nationen schon geübten Auge des größesten Staatsmannes, und Tacitus mit einem Gemüthe, das sich sehnt, aus seinem verderbten Zeitalter zur Natur zurückzukehren; beide also mit einem Blick, der tief einzudringen und das innere Wesen zu erforschen strebt.

Und noch ein Umstand steigert den Werth dieser ältesten Schilderungen der Deutschen in meinen Augen sehr. Aus der nähern Betrachtung der einzelnen Theile sowohl als des Ganzen dieser Darstellungen geht unverkennbar hervor, daß hier ein Volk beschrieben werde, was nicht mehr im ersten Werden ist, was nicht eben den ersten Wurf zu seiner gesellschaftlichen Einrichtung erst gethan, sondern daß dies Volk schon lange, vielleicht viele Jahrhunderte schon auf diese Weise in seinen Wäldern gelebt habe; denn alle Züge an ihm sind viel zu fest, zu bestimmt, zu stark ausgeprägt, zu sehr ein übereinstimmendes, folgerechtes Ganze. Es gleicht mit einem Worte das Bild, was Cäsar und Tacitus uns von unsern Vorfahren aufstellen, nicht sowohl einem eben erst

auftretenden, sondern einem überall schon entschiedenen Jüngling, der, was er ist, aus Grundsatz schon ist, nicht einem Hercules vor dem Scheidewege, sondern einem, der schon gewählt hat und mit klarem Bewußtseyn auf der gewählten Bahn fest einher schreitet. Diese Bemerkung ist in Rücksicht auf alles, was uns jene beiden Schriftsteller als Eigenthümlichkeit an unsern Vorfahren aufstellen, höchst wichtig, denn sie erhebt jedes Einzelne zum gereiften Characterzug, was sonst nur allgemeine menschliche Anlage seyn würde, die auf einer gewissen Stufe der Cultur auch bei andern Völkern, aber in solcher Stärke nur vorübergehend, hervortritt. Und so ist denn schon im Cäsar und Tacitus die eigentliche Deutschheit oder das, was unsre Nation vor allen auf gleicher Stufe der Entwickelung sich befindenden Völkern Europa's auszeichnet, ganz sichtbar, die eben darin besteht, daß das, was bei andern Völkern auch in einem kurzen Zeitraum eben so stark sich zeigen mochte, bei den Deutschen ausdauernd und beharrlich geblieben und weit weniger auf späteren Stufen der Entwickelung in verflochtneren Verhältnissen sich verlohren hat, und im conventio-

nellen Leben untergegangen ist; daß mit einem Worte der Natursinn, der freilich bei jedem Volke in frühern Perioden der Entwickelung hervorragend sich zeigt, bei ihnen mit allem, was davon in dem ganzen Gemüthe Folge ist, vorherrschend geblieben, und nicht, oder doch in Vergleichung mit andern Völkern weit weniger über den spätern künstlichern Einrichtungen des Lebens verkrümmt und geschwächt worden ist.

Ich will es versuchen die einzelnen Hauptzüge dieser unsrer Volks-Eigenthümlichkeit nach dem Gesammteindrucke, welchen das widerholte Durchwandern unsrer Geschichte in mir zurückgelassen hat, und besonders dabei mich stützend auf jene frühern historischen Denkmäler, Ihnen darzulegen. Erwarten Sie aber durchaus kein ausgezeichnetes Bild sondern nur eine Skizze. Da diese nur Grundzüge enthalten kann, so muß freilich vieles fehlen; aber es lassen sich dann auch Nebenzüge nicht mit den Hauptzügen verwirren.

Der erste Characterzug, welcher in Tacitus herrlichem Gemählde vor allen übrigen hervortritt, scheint mir der zu seyn, daß der Deutsche mit einer Sorgfalt und Besonnenheit, wie es bei kei-

ner der übrigen Nationen sich finden möchte, sich den Hausverein ausbildete. In Rücksicht der häuslichen Verfassung waren die Deutschen nichts weniger als Halbwilde; man sieht vielmehr deutlich, daß sie hier nach sichern Grundsätzen Freiheit und Unabhängigkeit sich begründet hatten und sich dabei zu erhalten strebten. Während man Mühe hat unter den vielen kleinen Stämmen, worin Deutschland getheilt war, einige bleibende politische Einrichtung gewahr zu werden, während man selbst unter den hervorragenden Völkerschaften eigentliche Obrigkeit vergebens sucht, findet man häusliche Verfassung sehr bestimmt ausgeprägt, und Freiheit und Unabhängigkeit der einzelnen Familien fast durch nichts beschränkt. Innerhalb seiner Wehre, d. h. seines Haus- und Hofgebietes, erkannte der deutsche Hausvater nichts Höheres, war hier König und Priester zugleich, richtete in allen Fällen selbst, den einzigen des Ehebruchs ausgenommen, wo die Verwandten der Frau zum Gericht mit zugezogen wurden. — Und doch bei aller dieser Unabhängigkeit des häuslichen Vereins, welche schöne und zarte Züge lassen sich über diesen selbst sammeln. Ich will aus

zwei Capiteln des Tacitus nur einige zusammenstellen. „Nichts, sagt er, verdient bei den Deut-
„schen mehr Lob als ihr Ehestand. Spät hei-
„rathen die Jünglinge; auch mit der Jungfrauen-
„Verheirathung wird nicht geeilt. Morgengabe
„bietet nicht die Frau dem Manne, sondern der
„Mann der Frau. Und das sind nicht Geschenke
„der Ueppigkeit, sondern Rinder, ein gezäumtes
„Pferd, ein Schild, ein Spieß und ein Schwert.
„Auf solche Morgengabe erhält er die Gattin.
„Auch sie bringt ihm etwas von Rüstung zu.
„Durch diesen bedeutungsvollen Anfang der Ehe
„wird sie erinnert, sagt Tacitus weiter, daß sie als
„Gefährtin der Mühseligkeiten und Gefahren zu
„ihrem Manne komme, mit ihm im Frieden wie
„im Kampfe zu leiden und zu wagen; das kün-
„den ihr die gejochten Rinder, das gezäumte
„Roß, die übergebnen Waffen an. — Jede
„Mutter nährt ihr Kind an ihren Brüsten, von
„keiner wird es an Ammen verwiesen.“ — Endlich kann Tacitus nicht genug die innige Achtung
der Männer gegen ihre Frauen preisen. „In
„der Schlacht, sagt er, wo die Deutschen nach
„Familien und Verwandtschaften sich ordnen, sind

„ihre Gattinnen und Kinder, die sich in der „Nähe der Fechtenden befinden, für jeden die „heiligsten Zeugen, die werthesten Lob= „redner. Zu ihren Müttern und Gattinnen „kommen sie mit ihren Wunden; diese scheuen „nicht, sie zu zählen und zu schätzen; sie tragen „ihnen Speise her und muntern sie auf." — „Es ist noch dem Andenken aufbewahrt, daß „Schlachtordnungen, die schon wankten, von den „Frauen wieder hergestellt wurden, indem diese „nicht aufhörten zu flehen, ihre Brust den Waf= „fen darboten und ihre nahe Gefangenschaft ih= „nen vorhielten. — Gefangenschaft ist ihnen in „Rücksicht auf ihre Frauen vornehmlich ganz un= „erträglich; man hat daher von ihnen auch die „Meinung, daß sie sich durch überlieferte Geißel „weit mehr gebunden achten, wenn sich darunter „auch edle Jungfrauen ihres Stammes befinden. Und zuletzt noch: in ihnen, den Frauen, glau= „ben sie, sey etwas Göttliches, die Zukunft Ah= „nendes; daher weisen sie ihre Rathschläge nicht „zurück, und vernachlässigen nicht ihre Aus= „sprüche."

Ich übergehe, was Tacitus noch weiter über das Hauswesen der Deutschen, auch in Rücksicht auf die milde Behandlung der Leibeignen sagt. — Wenn man alles dies und was sich sonst noch bei andern Schriftstellern über die gesellschaftliche Verfassung der Deutschen findet, mit einander vergleicht, so ergiebt sich, daß der Deutsche nicht etwa, weil er sich noch nicht zu verwickeltern und künstlichern gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnissen erheben konnte, sondern aus Grundsatz und festem Entschluß bloß den häuslichen Verein recht bestimmt ausgebildet hatte. Bei jedem Schritte zu weitern gesellschaftlichen Einrichtungen hütet er, wie seinen Augapfel, den ersten von der Natur angelegten geselligen Verein, schirmt dessen Unabhängigkeit von allem, was man damals Staatsgewalt etwa nennen könnte, was ihm bloß als Ergänzung für Fälle, wo der Familien-Verein nicht ausreicht, dient. Ich glaube daher, mit Recht den tiefen, festen und durch keine weiteren gesellschaftlichen Einrichtungen sich leicht schwächenden Sinn für den häuslichen Verein und für Familienleben als ursprünglichen und ersten Grundzug der Deutschheit anführen zu können; nicht als

ob dieser Sinn irgend einem Volke fehlte, aber schwerlich hat ihn eines so lange in der Stärke und so beharrlich vorherrschend auf allen weitern Stufen der Ausbildung sich bewahrt. Denn dieser ausgezeichnete Grad des Familiensinnes läßt sich nun durch die ganze Geschichte der Deutschen noch weiter verfolgen; selbst bis zu den neuesten Zeiten herab gestaltete er das Leben vornehmlich. Am leichtesten wird sich dies in Reichsstädten, wo sich die Deutschheit und so auch dieser erste Zug derselben ohne Frage bei schärferem Gepräge erhielt, darthun lassen. — Ich bitte meine sämmtlichen Zuhörer, sich, so weit jeden seine eignen Familien-Ueberlieferungen dazu irgend in den Stand setzen, nur etwa 50 Jahre in unsrer Vaterstadt zurück zu versetzen. Wie lebte alles, obgleich schon lange dicht neben einander; doch fast nur ein Haus- und Familienleben. Man kannte außer den religiösen Festtagen keine, als die das Familienleben herbeiführte; zu dem Sonntage hatte sich in den wohlhabendern Häusern einzig nur ein Familientag als ausgezeichnet unter den übrigen Tagen gesellt; und noch nennt unsre Muttersprache den Tag, der im häuslichen und Fa-

milienleben der ausgezeichnetste ist, vorzugsweise die hohe festliche Zeit, Hochzeit.

An diesen tiefen, festen und durch keine größeren gesellschaftlichen Einrichtungen zu überwältigenden Familiensinn schließt sich bei unsern Vorfahren unmittelbar an ein eben so entschiedenes Festhalten der äußern Natur. Wie des Germanen Sinn für den bloß von der Natur angelegten geselligen Verein jede größere gesellschaftliche Einrichtung, als jenen leicht beschränkend, scheuete, so scheuete er auch alles Einschließen seiner Wohnung in einen größern Kreis. Sein Haus, das jeder selbst schloß und öffnete, genügte ihm als Wehre; nicht Mauern und Thore sollten dies noch wieder umschließen. Ja auch in der freien Natur liebten sie es nicht, ihre Wohnungen dicht bei einander aufzuführen. „Genug bekannt ist, „sagt Tacitus, daß kein germanisches Volk in „Städten wohnt; ja sie dulden nicht einmal an „einandergebauete Wohnungen. Jeder baut sich „für sich und abgesondert an, wie ihm eine Quelle, „ein Feld, ein Wald gefällt. — Auch diese Städtescheu läßt sich eben so gut als ihre Staatsscheu weit in die Geschichte hinein verfolgen. Die rö=

mischen Colonien am Rhein und der Donau wurden von den Deutschen eben nicht nachgeahmt. Als unter Heinrich dem Vogelsteller die Noth von den Einfällen der Magyaren oder Ungarn so sehr groß wurde, legte man Waffenplätze, nicht eigentlich Städte an, wie der Geschichtschreiber Wittekind sie bloß nennt, weil er kein andres Wort in seinem Latein dafür kannte, als das eine förmliche Stadt bezeichnende. Um Bischofssitze, Klöster, allenfalls auch um einen Rittersitz zog sich landbauendes, dann auch gewerbfleißiges Volk zuerst näher zusammen, auf dem der Kirche geweihten Boden oder in der Nähe einer Burg gesicherter lebend; dann drängte der in einzelnen fast ganz unabhängigen Familien noch fortlebende Adel den Handwerker und Handelsmann in engeren Berufs- und Standesvereinen hinter Mauern. Diese bedurften nun gleichsam gemeinsamer Burgen gegen den auf den Höhen noch einzeln hausenden fehde- und beutelustigen Nachbar. Auf jeden Fall ist der Deutsche nicht aus Lust und Wahl zum Stadtleben fortgegangen.

2) Aus reinem Natursinn erzeugt sich der ächteste Freiheitssinn, oder vielmehr dieser ist nichts

nders als der in gesellschaftlichen Verbindungen
ich erhaltende Natursinn; denn er besteht ja eben
us dem Bestreben, in den mancherlei Verbin-
ungen des bürgerlichen Lebens sich freien selbst-
ewählten Standpunkt, freien Raum zur unge-
inderten Entfaltung aller Kräfte, so weit es ir-
end angeht, ohne Um- und Nebenstehenden den
öthigen Raum zu verkümmern, und freien Him-
nel über sich zu behalten. — Sehr eigenthüm-
ich geartet finde ich diesen Freiheitssinn der Deut-
chen, wenn ich ihn vergleiche mit dem, was sich
n den freien Völkern des Alterthums, an Grie-
hen und Römern in Ansehung dieses Sinnes be-
bachten läßt. Die Deutschen sind von Natur
ei weitem nicht das staatslustige Volk, (wenn
ch mich dieses Ausdrucks bedienen darf), was
Griechen und Römer einst waren. Ihm, dem
Deutschen, schwebt nicht die gesellschaftliche Ver-
assung seines Staats als ein Ideal vor, zu des-
en Erreichung alle Einzelnen nur vorhanden seyen,
ondern als eine Hülfe für die Fälle, wo man
llein nicht fertig werden kann; daher geht er
nur langsamen, ja zögernden Schrittes und erst
von der Noth stark gemahnt, von den einfachsten

Vereinen zu verwickeltern und größern fort. Wie seine Waldbäume, wie seine Eichen, wenn anders die Pflanze Bewußtseyn hätte, den Garten und Gärtnerschere und Spalier scheuen würden so kommt mir die Gemüthsart des Germanen besonders in den frühern Perioden seiner Geschichte vor. Mehr vorsichtig im Innern, als sich vor äußerer Gefahr fürchtend, drängte sich die Nation nie eilig zusammen; nur wenn die Noth da war, zu großen Vereinen bereit, aber auch dann nur, so weit es noth that. Besonders von den ältesten nordwestlichen Deutschen hat der treffliche deutsche Geschichtschreiber, den ich sonst wol schon hier erwähnt habe, Möser, es scharfsinnig gezeigt, wie allmählig man fortschritt: von Familienverbindung zu Markgenossenschaften, indem einzelne Höfe sich zur gemeinschaftlichen Benutzung eines Waldes, einer Hut, eines Moors verbanden; von da zu Vereinen persönlicher Sicherheit wegen im Innern, von da zu Heermannien, um Anfälle von außen abwehren zu können. Und dies Fortschreiten geschahe nicht so, wie ebenfalls Möser bemerkt, daß nun der Hausverein dem größern Verein untergeordnet wurde,

ondern es waren das nur Ergänzungen für Fälle,
vo der einzelne Hof sich nicht schützen konnte.
Der Aufseher und Richter eine Markgenossenschaft
hatte nur über die verabredete Benutzung der
Gemeinheit zu wachen und weiter nichts zu sa-
gen. — Er verhielt sich zu den übrigen Höf-
nern, wie in spätern Zeiten der Altmeister zu
den übrigen Gildegenossen; ja ohne alle obrigkeit-
liche Leitung fand er mit seinen Genossen in
allen Angelegenheiten der Genossenschaft, wofür
er allein zum Vorsteher gewählt war, Recht. —
Eben so standen die Heerführer in den Heerman-
nien nur für den Krieg an der Spitze. — Als-
später, weit ins Mittelalter hinein, in den Städ-
ten mancherlei Nahrungszweige und Gewerbe ent-
standen, die ein Zusammentreten und gemeinschaft-
liche Sorge und Anstalt für das gemeinsame Ge-
werbe erforderten, da zeigt sich, freilich nach Zeit
und Umständen besonders geartet, der nämliche
Sinn für weitere Verbindungen bloß so weit es
das Bedürfniß verlangte, in dem gesammten Zunft-
wesen Deutschlands. — Und als sich neben dem
Gewerbsfleiße in den deutschen Städten nun auch
ein kühner und thätiger Handelsgeist entwickelte,

da blühte mehr als ein Städtebund, vor allem das in allen seinen Theilen wie in seinem Ganzen so ächt Germanische Gebilde, die Norddeutsche Hansa auf; kein Staatsgebäude, und auf der andern Seite auch keine ost- oder westindische Compagnie, sondern bloß berechnet auf gemeinsame Förderungsmittel des besondern Geschäftsbetriebs jedes Hansen und auf Abwehrung jeder Störung von außen. Dem Einzelnen blieb freie Regung und Bewegung, so weit sie nur jenen allgemeinen Zwecken des Bundes keinen Eintrag that. — Es läßt sich noch weiter an der Entstehungsgeschichte der ganzen deutschen Reichsverfassung der immer rege Sinn der Germanen für freie Regung und Bewegung der kleinern Abtheilungen, ja der Einzelnen darthun; nur zeigt er sich hier nicht sowohl im bedachtsamen, zögernden Fortschreiten zu größern Verbindungen, als vielmehr umgekehrt in dem immer regen Streben aus größern Kreisen in kleinere Bezirke zu zerfallen. Wie oft waren die Deutschen schon an dem Punkt, als ein politisches Ganze aufzuhören, hätte nicht früher Normannen- und Magyaren-Noth, dann später von Osten her der türkische

halbe Mond das schon ganz lose gewordene Band wieder zusammengezogen, und zuletzt, als es wirklich schon zerrissen war, die schrecklicher als Türken-Barbarei von Westen her einbrechende Tyrannengewalt, wie in convulsivischer Bewegung, die in ihrer politischen Verbindung schon aufgelösete Nation zu einer neuen großen Heermannie wieder vereinigt. Nur so furchtbare Noth konnte bis dahin die deutsche Nation bei ihrem so eigends gearteten Freiheitssinne vor politischer Zersplitterung bewahren! Freilich hat der Deutsche sich dann auch in solcher Noth nicht bloß tapfer, oft auch im höchsten Grade edel gezeigt. Als Conrad, der erste König aus dem fränkischen Hause, sich dem Tode nahe fühlte, trug er seinem Bruder Eberhard, der sich schon lange Hoffnung zum Thron gemacht, und den König gebeten hatte, ihn dem Volke zu seinem Nachfolger zu empfehlen; auf, die Reichs-Insignien Heinrichen von Sachsen, dem beständigen Feinde ihres Hauses, zu überbringen, und alles zu thun, daß Heinrich König werde, weil der allein mächtig genug sey, das Reich gegen die Ungarn zu schützen. Eberhard, der früher in der Fehde seines Bruders

gegen Heinrich von diesem war überwunden worden, und zwar in einer Fehde, wo das Recht auf des Franken Seite war, Eberhard hieß die Eifersucht, die Franken und Sachsen lange schon gegen einander im Herzen trugen, hieß seinen Familienhaß und den längst genährten Wunsch, die Krone des Reichs auf seinem eignen Haupte zu sehen und ihren Glanz seiner Familie und dem fränkischen Stamme zu erhalten, schweigen, und vollzog nach des Bruders Tode treu seinen Auftrag. Als er bei Heinrich eingeführt wurde, schloß er die Thüre des Zimmers ab, wo er empfangen ward; kniete dann vor Heinrich hin, hob das Gewand von den Insignien auf und wiederholte den Willen des sterbenden Königs. Von dem Augenblick, heißt es, wurden sie die besten Freunde. Heinrich, bekannt unter dem Namen des Vogelstellers, rechtfertigte als König jede Erwartung Conrads, brach die Macht der Ungarn, und sein noch größrer Sohn Otto machte dieser Noth hernach völlig ein Ende.

3) Aber lassen Sie uns weiter gehen. — Ein Volk, das lange fast nur familienhaft lebt, und dies gesellige Verhältniß vor allen übrigen

pflegt; ein Volk, das, so lange es nur eben angeht, die freie Natur der beschränkenden Stadt vorzieht, und selbst in spätern verflochteneren gesellschaftlichen Einrichtungen Natursinn und Unabhängigkeit des Familienlebens sich möglichst erhält; durch Staatseinrichtungen den frühern Naturzustand nur nöthigermaßen ergänzt: ein solches Volk schützt sich eben damit, daß es Naturleben von dem Staats- und conventionellen Leben nie überwältigen läßt, vor allen den das ganze Gemüth leicht unterjochenden Suchten, die in größern Vereinen so bald volle Nahrung und weiten Spielraum finden; es behält eine gewisse Nüchternheit des Sinnes und das Verderben des zusammengedrängtern Lebens kann unter demselben nicht so allgemein werden und nicht den Grad erreichen. Daß dies von den Deutschen gerühmt werden könne, dafür mag, noch ehe ich den letzten Hauptcharakterzug deutscher Gemüthsart hinzufüge, ein unparteiischer Geschichtschreiber — denn er ist kein Deutscher — ein Zeugniß ablegen: Als im Jahr 1527 eine Armee Kaiser Carls V. Rom mit Sturm einnahm und schrecklich in der erstürmeten Stadt wüthete, zeichneten

sich die Deutschen unter den Nationen, woraus das Heer bestand, so aus, daß Guicciardini, ein berühmter Gelehrter jener Zeit, und der in seinen verschiedenen Staatsämtern Gelegenheit genug hatte, Italiener und Spanier genau kennen zu lernen, über die Deutschen Folgendes zu bemerken sich veranlaßt findet. „Die lutherische und deutsche Na„tion, sagt er, wiewohl man sie sonst für weit „unmenschlicher und gegen die Italiener für weit „feindseliger gesinnt hält, als die spanische, hat „doch bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß sie weit „gutartiger, weniger habsüchtig und leichter zu „besänftigen sey, als die spanische und italieni„sche; denn sehr viele Deutsche ließen ihre Ge„fangene nicht erst viele Martern ausstehen, und „begnügten sich mit dem wenigen Gelde, das „man ihnen freiwillig gab; betrugen sich auch „edler gegen junge Frauenzimmer und brachten „sie an entfernte Oerter, damit sie von den an„dern Nationen nicht gemißhandelt werden möch„ten. — Es ist auch glaublich, setzt er dann „noch hinzu, daß diese Großmuth und Güte nicht „daher gekommen sey, weil die Deutschen sich „etwa noch bei keiner so reichen Beute befunden

„hatten, oder weil sie arm waren, sondern ge-
„wiß rührt sie von ihrer menschlichern und
„gemäßigtern Natur." So weit Guicciar-
dini über die Deutschen des 16ten Jahrhunderts.

Wenn nun aber ein solches Volk, das in das
staatsgesellschaftliche und conventionelle Leben nicht
leicht mit allen Gemüthskräften hineindrängt, gleich-
wohl sich weiter entwickelt: welches andere In-
teresse wird dann noch das gereiftere Gemüth er-
füllen können? Wenn der Sorge für das Fort-
kommen der Familie und dem Wohlstande des Hau-
ses Genüge geschehen ist, und nun die größern
gesellschaftlichen Kreise in einem so natürlich ge-
bliebenen Gemüthe Herrsch- und Glanzsucht weni-
ger aufregen: so können, denk ich, nur folgende
beide Fälle als die gewöhnlichen eintreten. Ent-
weder sind in einem solchen Gemüthe die geisti-
gen Anlagen ganz im gewöhnlichen Maaße, oder
sie sind, einzeln oder insgesammt, in einem aus-
gezeichneten Grade vorhanden. Im ersten Falle
wird der zu keiner außerordentlichen Bahn von
der Natur Berufene in seinem häuslichen und
amtlichen Kreise mit der Thätigkeit, deren er fä-
hig ist, sich einwohnen; seine Neigungen werden

sich an sein Geschäft anschließen und die Innigkeit deutscher Gemüthsart wird sich bei ihm auf die einfachsten Lebensverhältnisse zwar beschränken, aber in dem beschränkten Kreise so viel kräftiger auch sich äußern. Auch wenn er dient, wird sich das Herz leicht zu den Dienstverrichtungen gesellen; und wenn nicht unrechte Begegnung störend dazwischen tritt, wird der Befehlende sicher auf immer größere Anhänglichkeit des Untergeordneten rechnen können. Somit würde die allgemeinste Eigenschaft einer Nation von der beschriebenen Gemüthsart ausdauernde Arbeitsamkeit auch in den beschränktesten Geschäftskreisen und herzliche Treue in allen auch untergeordneten Verhältnissen seyn. Das Lob der ersten Tugend wird dem Deutschen, wo er sich auch unter fremden Nationen oder in andern Welttheilen aufhält und niederläßt, so viel ich weiß, nirgends versagt, und für die noch immer große Allgemeinheit der letztern Eigenschaft mag bloß der Sprachgebrauch diesmal den Beweis führen. Ein ehrlicher Deutscher, Deutsche Treue wird nicht aus Ironie, wie einst Punica fides gesagt, sondern bezeichnet bis dahin noch immer die vorzügliche Beschaffenheit

dieser schon im alten Rom ehrenvoll anerkannten deutschen Eigenschaft.

Im andern Fall bei ausgezeichneten Anlagen wird es darauf ankommen, ob die Einbildungskraft oder das Erkenntnißvermögen oder das Gefühl vorherrscht. Je nachdem dies der Fall ist, werden die Stunden, die Amt und Familienkreis frei lassen, der Kunst oder der Wissenschaft oder auch der philosophischen und religiösen Gemüths-Erbauung mehr angehören. Was der Deutsche aber auch von diesen Beschäftigungen zur Befriedigung höherer Geistesbedürfnisse treibt, das wird er, sofern er ächt deutsch dabei verfährt, mit einem Ernst treiben, der nur die Sache meint, nicht den Schein, welchen sie etwa auf ihn selbst zurückwerfen, nicht den Gewinn, welchen er davon etwa machen könnte. So waren z. B. Copernikus und Guttenberg in Rücksicht auf Kunst und Wissenschaft deutscher Art, nicht Faust, (ich meine aber hier nicht den Göthischen, sondern den historischen), der Guttenbergs Erfindung gewinnsüchtig an sich riß. In den Stunden heiliger Muße gehört der Deutsche mit treuer Ergebenheit der Kunst, der Wissenschaft, sie nicht ihm als Mittel zu

einem ihm doch noch mehr am Herzen liegenden Zweck an. Ihn begeistert, dafern er ächt deutschen Gemüths ist, die Kunst, die Wissenschaft selbst, nicht das Publikum, das, wenn er es auch berücksichtigt, ihm doch höchstens nur die zweite Rücksicht ist. Von hieraus kann gewissermaßen zugegeben werden, was die geistvolle Schriftstellerin über unsre Nation behauptet, daß der Deutsche kein Buch zu machen verstehe; sie hätte mit eben dem Rechte noch hinzusetzen können, daß er auch kein Kunstwerk für sein zeitiges Publikum zurecht zu machen wisse. Des Deutschen wissenschaftliche Werke sind freilich nicht immer anziehend genug geschrieben, ja ich gebe zu, sie könnten es oft unbeschadet der Gründlichkeit mehr seyn; aber genug sie sind gründlich, und unsere Kunstwerke — ja sie sind weniger auf Reiz berechnet und entbehren des blendenden Schimmers; aber sie sind mehr tief empfunden und innig.

Vor allem endlich erscheint mit diesem Charakter tiefer Innigkeit, des Ernstes und der Gediegenheit der Deutsche im religiösen Leben durch seine ganze Geschichte. — Schon aus dem Wenigen, was uns Tacitus von den gottesdienstli-

chen Gebräuchen der Deutschen meldet, geht hervor, daß ihre ganze Religion mehr ein mit ihrem Natursinn eng verschwistertes Gefühl, als ein Werk der spielend-schaffenden Einbildungskraft war; daß sie ferner bei diesem starken Gefühl weder prachtvoller Tempel noch irgend andrer die Sinnlichkeit aufregenden Mittel bedurften, um die Gottheit dem Gemüthe gegenwärtig zu erhalten. Im Innern dunkler Haine erwachte sofort mächtiger in ihnen ein heiliges Gefühl; daher hielten sie diese für die Wohnsitze ihrer Götter und benannten sie nach deren Namen. Eben so fehlte ihnen nicht, was bei kräftigem Natursinn und einfacher, fast patriarchalisch gebliebener Lebensweise gewiß nicht spät im Gemüthe aufgeht, der Glaube an Unsterblichkeit. Der Tod war ihnen ein Uebergang zu Walhalla's Freuden, die sie sich freilich ausmahlen mußten nach der Stufe der Cultur, auf der sie standen; aber genug, er führte sie unmittelbar zu den in den schauerlichen Hainen geahneten höhern Wesen. —

Bei so einfachem religiösen Sinn, der nicht sowohl von Gebilden der Phantasie, als von der heiligen Stille in der Natur angesprochen wurde,

mußte das Christenthum, so mangelhaft es auch an diese Gemüthsart zuerst gelangte, seine ganze Kraft bald an derselben verherrlichen. Ja in diesen geradsinnigen Menschen mußte sich am ersten das göttliche Geschenk rein erhalten, oder falls es schon versetzt zu ihnen kam, von neuem läutern und seiner Schlacken entladen. — Weder der spitzfindige Aberwitz der Scholastik konnte in den Religions-Angelegenheiten auf die Dauer diesen Gradsinn der Deutschen verkrümmen, noch aller blendender Schimmer des Cultus und vielweniger noch der Frivolität schmeichelnde Lehren das sittliche Gefühl auf die Dauer bestechen. Unter mehrern gebildeten Nationen Europa's haben große und kräftige Männer gegen Entweihung des Heiligen freimüthig gesprochen, doch bleibt die Reformation Deutschlands unverwelklicher Ruhm; denn hier sprach Ein großer und kräftiger Mann gegen diese Entstellung — nicht sowohl zu Deutschlands Fürsten und Volk — als vielmehr nur das laut aus, was längst der Hohen und Niedern Brust bewegte und preßte; was in dem Gemüthe der Weisern und Gebildetern längst hell aufgegegangen war, aber wovon auch

beim ersten Worte das Herz des Einfältigsten sofort ergriffen wurde, wie einst das Herz der Vorfahren von Säuseln der heiligen Eichen.

Doch ich erinnere mich, daß ich nur eine Skizze unsrer Volks-Eigenthümlichkeit anzulegen versprochen habe; dazu wird das Gesagte hinreichen. Ziehen wir daraus ein Resultat in wenigen Worten, so könnte es so lauten: Es hat sich das deutsche Volk, das auf heimathlichem Boden sitzen blieb und im Ganzen nicht mit fremden Volke und fremder Sprache sich mischte, einen kräftigern und innigern Natur- Freiheits- und Himmelssinn (so will ich der Kürze wegen den ganzen zuletzt entwickelten Charakterzug nur nennen) erhalten; in dieser größern Stärke, Frische und Tiefe jenes dreifachen Sinnes, der freilich in keinem Volke bis zur Ertödtung abgestumpft werden kann, bestehet vornehmlich — die Deutschheit.

Und nun zum Schlusse noch ein paar Bemerkungen. Es ist begreiflich, daß ein solcher Charakter nicht in seinem vollen und ganzen Lichte erscheinen kann, sobald man bei der Darstellung desselben das Eigenthümliche und hervorragende

einer andern Nation als Maßstab anlegt; er muß ganz in sich selbst betrachtet werden. — Aber auch der Eingebohrne, auch der Deutsche selbst konnte sich vor kurzem noch leicht über den Charakter seiner eignen Nation täuschen, da ihr so manches Ausländische angeheftet und fremdartige Richtungen ihrer Demuth und Gutmüthigkeit so oft zugemuthet wurden. Besonders konnte der Umstand irre führen, daß der Deutsche — gerade jemehr er diesen Namen verdient — sobald er sich aus seinem Charakter verliert, sobald er die Rolle aufgeben will, die ihm die Natur zugetheilt hat, neben jedem andern Menschen, der in seiner Sphäre Aehnliches versucht, schlecht sich ausnehmen muß. Es bedurfte der Deutsche den großen Augenblick, welchen wir erlebt haben, auch noch wohl dazu, sich seiner wahren Eigenthümlichkeit recht stark und innig wieder bewußt zü werden; und sich in diesem Bewußtseyn des ihm Mißstehenden zu schämen und es von sich abzuthun. Diese Deutschheit hat sich wieder aufgerafft, hat sich kräftig ermannt, als alles, worauf sie hauptsächlich beruhte, Familenwohlfarth, freie Regung in jedem bürgerlichen Kreise, Geistesfreiheit und

Sittlichkeit auf dem Spiele stand; und so dürfen wir, denk ich, da durchs ganze Volk nun vom höchsten Thron Deutschlands herab bis zur niedrigsten Hütte, und wieder von der niedrigsten Hütte bis zum höchsten Thron hinauf das Gefühl der Deutschheit so kräftig verjüngt, so neu belebt worden ist, die süße Hoffnung nähren: eines Theils, daß die Berather der Nation unsre Volks-Eigenthümlichkeit nicht bloß berücksichtigen, sondern sie zum ersten Gesichtspunkte bei ihren Berathungen machen werden; andern Theils, daß das völlig so Bedeutende, ja noch Bedeutendere, was nicht die Fürsten und Führer des Volks, sondern die einzelnen Mitglieder der Nation, jeder in seinem Haus-, Familien- und Amtskreise zu thun hat, um Deutschheit zu fördern und zu veredeln, den Entwürfen für das Ganze überall begegnen und so Fürsten und Volk zum neuen germanischen Bunde sich die Rechte mit deutscher Biederkeit und gegenseitig mit deutscher unverletzlicher Treue reichen werden.

Zweite Vorlesung.

Ueber den ersten Characterzug der Deutschen, ihren stärkern und beharrlichern Sinn für häusliches und Familienleben.

Vorgelesen im October 1815.

In meiner Vorlesung vom vorigen Jahre: „Ueber die in der Geschichte der Deutschen am stärksten hervortretenden Züge der Volks-Eigenthümlichkeit" mußte ich mich begnügen, die Grundzüge des deutschen Characters nur im Umrisse darzustellen. Wir fanden damals die Deutschheit im Allgemeinen darin: daß der Natursinn, d. h. der Sinn für alle von der Natur unmittelbar angelegten und zur Entwickelung völlig vorbereiteten Einrichtungen und Gestaltungen des Lebens bei den Deutschen mit allem, was davon im ganzen Gemüthe Folge ist, frisch und kräftig, ja vorherrschend geblieben, und entweder gar nicht, oder doch in Vergleichung mit andern Völkern weit we-

niger, über den spätern künstlichen Einrichtungen des Staats- und conventionellen Lebens geschwächt und verkrümmt worden sey. — Wir unterschieden dann drei besondere Characterzüge, die aus jenem stärkern Natursinne, gleichsam als 3 Hauptäste aus einem gemeinschaftlichen Stamme hervorträten, nämlich:

1) Den tiefen, festen und durch keine weiteren gesellschaftlichen Einrichtungen leicht zu überwältigenden Sinn für häusliches und Familienleben, verbunden mit lange vorherrschender Neigung, lieber in der freien Natur zu wohnen und zu leben als in beschränkenden Mauern.

2) Einen mit jenem Familiensinne in der genauesten Verbindung stehenden F r e i h e i t s sinn, der mehr jede Beschränkung des häuslichen und Familienlebens durch Staatseinrichtungen scheue und abzuwehren suche, als Unterjochung von außen her durch Gewalt fürchte.

3) Einen tiefen, unzerstörbaren Sinn für den freien Aufflug des Geistes zur Erringung aller höhern Bedürfnisse desselben. Auch im Aufstreben zur Kunst, Wissenschaft und Religion zeige sich der Deutsche ernst, auf das Höchste ohne alle Neben-

absichten ausgehend, Schranken hassend und daher gegen alle ungebührliche Anmaßung geistlicher und weltlicher Macht, sobald sie erdrückend lasten wolle, kräftig sich sträubend; kurz eben so unverrückt der ächten Menschennatur getreu, als in den beiden andern Hauptästen des ungekränkten Natursinnes.

Ich werde jetzt in den drei Vorlesungen, welche ich dies Jahr übernommen habe, jeden dieser Characterzüge besonders vornehmen und mehr noch zu entwickeln suchen; und hoffe, wenn denn auch aus der im vorigen Jahre angelegten Skizze jetzt noch kein vollständiges Character-Gemälde wird, doch wenigstens diesem Ziele um ein Beträchtliches näher zu kommen. — Daß ich aber von neuem diesen Gegenstand zu unsern montäglichen Unterhaltungen aufgenommen habe, darüber will ich mich — nicht rechtfertigen; vielmehr erlauben Sie mir, Ihnen mit ein paar Worten zu sagen, warum ich nicht glaubte, in dieser Zeit eine bessere Wahl treffen zu können.

Die Aufmerksamkeit auf alles, was Deutschland und deutsche Nation betrifft, ist noch mehr jetzt gespannt als im vorigen Jahre, und die Theil-

nahme an allem dahin Gehörigen, wo möglich, noch inniger und wärmer geworden. — Als im vorigen Jahre im Gefolge der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, deren Feyer uns abermals bevorsteht, der andre Hauptschlag geschehen; als Paris nun eingenommen und die schreckliche Herrscher-Willkühr, welche unter andern Freveln an ganzen Nationen auch der Deutschheit die Axt an die Wurzel gelegt hatte, nun gestürzt war: — da schien uns allen der Knoten des furchtbar-erhabenen Schauspiels gelöset, Deutschlands Befreiung gewonnen und der Nation ein ferners gedeihliches Daseyn gesichert. Ja schon wandten, zu wenig bekümmert, ob auch noch wiederkehren könne, was bald genug wieder hervortrat, die Stellvertreter der Nation ihre Sorgfalt und Vorsicht mehr gegen jede Beschränkung, die eine engere Verbindung der Theile Deutschlands für diese einzelnen Theile herbeiführen könne, als gegen die kaum mit so theuern Opfern zurückgedrängte Gefahr von aussen her selbst; in diesen beiden Stücken, sowohl in der geringern Sorge rücksichtlich der Gefahr von außen, als in der zu kitzlichen Aengstlichkeit vor aller Abhängigkeit, die eine engere Verbindung

der Staaten Deutschlands unvermeidlich machen möchte, schon ganz deutsch sich wieder erweisend: da zog das furchtbare Gewitter, was unserm Gesichtskreise schon gänzlich entschwunden schien, plötzlich schwer wieder auf; — ob zur Strafe? ob der Himmel der Eigensucht der Führer der Völker und ihrem Sträuben, dem Heile des Ganzen sich zu fügen, zürne? oder ob unser vaterländischer Lufthimmel und Boden nur des abermaligen Orkans noch bedürfe, damit der schon gestreuete Saame besserer Zeit das Unkraut endlich überwältigend aufgehen könne: wer mochte darüber nicht in Sorgen gestanden haben? — bis endlich der ewig denkwürdige 18te Junius erschien, wo den zum großen Schlage vereinigten sächsischen Stämmen, des alten Mutterlandes sowohl als der großen westlichen Insel, aufs glorreichste, wenn gleich mit ihrem Herzblute, die Entscheidung gelang.

Genug, hoffen wir, ist jetzt Deutschlands Luftkreis der schädlichen Dünste entladen, genug der Boden erweicht und gelockert; der Himmel, mild auf das freudig vergossene Blut deutscher Jünglinge und Männer herblickend, lacht freundlich und ver-

söhnt wieder; — und wir leben nun wirklich in einem so auffordernden Augenblick des ganzen Daseyns unsrer Nation, in einer so treibenden, so entfaltenden Zeit, daß keine Angelegenheit uns jetzt näher liegen und mehr der ernstesten Erwägung werth seyn kann, als die, welche wir alle fördern wollen, und auch, wenn sie ganz zur Reife und Vollendung kommen soll, alle fördern müssen, — ächte Deutschheit.

Des Deutschen kräftigen Sinn für häusliches und Familienleben habe ich als den ersten Hauptzweig seines stärkern und beharrlichern Natursinnes ausgehoben, und als die erste Eigenthümlichkeit des deutschen Characters in der vorjährigen Vorlesung aufgestellt. Lassen Sie uns diesem ersten Zuge der Deutschheit jetzt noch näher treten und ihn noch genauer beobachten.

Etwas Ursprüngliches, Angebohrnes setzten wir in der ersten Vorlesung bei der Character-Verschiedenheit der Menschen und Nationen als ersten Keim dieser Verschiedenheit voraus, weil nur mit dieser Annahme sich solche Verschiedenheit ganz erklären lasse. Dies ursprünglich Verschiedene, dies angebohrne Eigenthümliche, wel-

ches wir in der in Völker und weiter in Individuen sich abtheilenden Menschheit annehmen, läßt sich aber an und für sich nicht weiter beobachten; sondern es tritt erst in den Kreis unsrer Wahrnehmungen, indem begünstigende Umstände auf dasselbe einwirken, und vermittelst und aus Veranlassung derselben die besondere Gemüths-Anlage eines Menschen oder Volkes auf eine in Vergleichung mit andern Menschen oder Völkern hervortretende Weise sich entfaltet. Nur in Verbindung mit solchen begünstigenden Umständen, können wir jeden Characterzug daher entstehen, zunehmen und vor andern Gemüths-Eigenschaften stärker hervortreten sehen.

Zunächst und vornehmlich gehört zu diesen begünstigenden und entwickelnden Umständen Clima, Beschaffenheit des Bodens, kurz alles, was die physische Erdbeschreibung von einem Lande zu bemerken hat, zumal dies auch auf die körperliche Beschaffenheit der Einwohner so vielen Einfluß hat, die wieder mit der geistigen Entwicklung in so mannigfaltiger Beziehung steht. — Allerdings läßt sich in Ansehung dieser geographischen Umstände, wie dies schon früher von einem vor-

lesenden Mitgliede, wenn ich nicht irre, hier geäußert worden ist, über den Globus vom Aequator bis zum Pole hin eine Linie ziehen und daran bemerken, unter welchem Grade der Breite häusliches und Familienleben am besten gedeihe. — Versucht man dies und sieht zugleich in der Geschichte der Völker nach, wo häusliches und Familienleben wirklich am besten gediehen sey, und am beharrlichsten als das wichtigste menschliche Verhältniß gepflegt werde: so wird glaube ich jeder bald zu folgendem Resultat im Allgemeinen gelangen müssen. — Die dem Aequator zunächst liegenden Climate, so wie auch noch die südlichern der gemäßigten Zone mögen, so wie sie überhaupt die Wiege des menschlichen Geschlechts abgaben, auch dem ersten Aufblühen der häuslichen Gesellschaft am zuträglichsten gewesen seyn; doch mag auch hier auf dem üppigen Boden der Tropenländer und in der Nähe derselben, wo die Natur mehr in dem Verhältniß einer nachgiebigen Wärterin, denn als eine mit Ernst und unter Arbeit und Anstrengung erziehende Familienmutter erscheint, auch dieser einfachste gesellige Verein am ersten in Gefahr kommen auszuarten. — Ferner über die gemäßigte

Zone hinaus und auf den Grenzen derselben nach dem Pole zu mag die Dürftigkeit der Natur, der daher entstehende mühsame Kampf, ihr die ersten Bedürfnisse des Lebens abzugewinnen und die Schwierigkeit, sich diese auf ein ganzes oder gar auf mehrere Menschenalter zu sichern, die volle und reiche Entfaltung des häuslichen und Familienlebens zu sehr erschweren. — Hingegen in der Mitte zwischen beiden Zonen, da wo die Natur den einzelnen Menschen männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts später als zwischen den Wendekreisen und erst mit der vollen Reife des Geistes, seine physische Entwicklung erreichen läßt; wo sie ferner mit ernster Liebe, mit anfangs zwar zurückhaltender aber dann doch reichlich spendender Hand ihm bei der Einrichtung seiner Haushaltung zur Seite steht: da, läßt sich vermuthen, wird die schönste Blüte der einfachsten geselligen Verhältnisse, des häuslichen und Familienlebens, zu erwarten seyn.

Fragen wir nun die Geschichte, so bestätiget sie dies vermuthliche Resultat sehr entschieden. Im Orient, in den ergiebigsten und fruchtbarsten Climaten, führt sie uns erst in den Zeiten, wo noch

keine Ueppigkeit der Lebensart statt finden konnte, weil die Menschen erst Pflege und Anhäufung der Geschenke ihres reichen Bodens langsam kennen lernten, die patriarchalische Welt vor, in welcher Familienleben das einzige gesellschaftliche Verhältniß war. Aber so bald diese Menschen ihres ganzen Reichthumes nun nach und nach inne wurden, und bei dem Anbau ihres ergiebigen Bodens näher an einander rückten; so bald hierbei nun grössere gesellschaftliche Kreise, Staaten, Reiche, Monarchien entstanden, zeigt die Geschichte uns auch das häusliche und Familienleben entartend durch Vielweiberei und einen üppigen dem Harem reichlicher noch als der Haus- und Feldarbeit zugegebenen Sclavenstand: was beides eben so edleres häusliches und Familienleben niederdrückte und alle Annährung zum Ideal desselben hemmte, als in den größern gesellschaftlichen Kreisen jener Länder der Despotismus alles freie und edle Staatsleben erstickte. Auch unter den niedern Volksclassen jener Länder, die von der Ergiebigkeit ihres Bodens unter dem Druck des Despotismus wenig Genuß haben, hemmt doch das frühe Aufblühen und Verblühen des weiblichen Geschlechts

das edlere Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Noch Kind und unmündig an Geist wird in jenen Climaten die Jungfrau dem Manne übergeben, und tritt alsdann nie aus dem Zustande der Abhängigkeit und Unterordnung, wie Unmündigkeit eines Theils sie fordert, andern Theils die große Ueberlegenheit und die weit länger dauernde körperliche und geistige Blüte des männlichen Geschlechts sie herbeiführt.

Aber auch in den südlichern Gegenden der gemäßigten Zone und selbst bei dem Volke, das so hoch begabt und in allen andern Lebenskreisen so idealisch in der Geschichte unsers Welttheils sich zeigte, selbst bei den Griechen gedieh das häusliche und Familienleben nicht zu der Vollendung, die es unter den germanischen Stämmen erreichte. — Das zarteste, engste Verhältniß zwischen zwei Gemüthern, was sich dem Germanen vornehmlich in der Verbindung der beiden Geschlechter als geistiges Band dieser Verbindung erschließt, weil er da zuerst die innigste Seelenvereinigung sucht, ging dem Griechen mehr in hoher, edler Freundschaft zwischen Männern auf, weil sein erstes, vornehmstes und höchstes Leben ihm in der

staatsgesellschaftlichen Verbindung aufging. Selbst der am meisten idealisirende Kopf unter diesem so gebildeten Volke, selbst Plato versetzt jene geistige Liebe in den Freundschaftsbund, den edle, für Tugend begeisterte Jünglinge und Männer schließen.

Es lassen sich mancherlei Gründe anführen, warum die Griechen gerade das erste gesellschaftliche Verhältniß nicht so ausbildeten, wie es ihnen mit allen weitern Kreisen des Lebens, mit Staaten und mit ihrer National-Verbindung gelang. Ich will mit Uebergehung andrer Gründe bloß einen anführen, der mir noch nicht genug beachtet und hervorgehoben zu seyn scheint. Der Grieche ward weit früher und weit anhaltender durch Clima und Lage des Landes dahin gebracht, mehr als Staatsbürger denn als Hausvater zu leben. Schon das milde Clima erlaubt es dort, auf öffentlichen Plätzen, auf Märkten und in Gymnasien den Tag in geselligem Verkehr zuzubringen, woran die Sitte nur die Männer Theil nehmen ließ. — Ferner gleich nach der ersten Einwanderung und Bevölkerung Griechenlandes lockten jene reizenden Inseln und Landschaften

immer neue Schaaren aus Klein=Asien, Phöni=
cien, Aegypten u. s. w. über das ägäische Meer,
das eben durch seine zahlreichen überall zerstreue=
ten Inseln bei dem damaligen Zustande der Schiff=
fahrt solches Wandern sehr erleichterte. Dies un=
aufhörliche Ziehen nachrückender Schwärme junger
Mannschaft nöthigte die, welche zuerst Besitz von
einer Gegend genommen, sofort in enge Staats=
verbindung zu treten, und um solchen Andrang
abzuwehren, sich früh in Städte und hinter
Mauern zu sammeln; was denn wieder schnelle
Entwickelung aller Verhältnisse des staatsbürgerli=
chen Lebens nach sich zog. So wurden die Grie=
chen bald das staatslustigste Volk, und da bei
bald errungener Freiheit dieser kleinen Staaten
jede Staatsangelegenheit sämmtliche Bürger be=
schäftigte, so erhob sich das staatsgesellschaftliche
Leben bald über häusliches und Familienleben,
und ließ dies letztere weniger aufkommen. Das
Verhältniß des Haus= und Familienvaters wur=
de dem des Staatsbürgers untergeordnet. Das
Haus ward bloß als eine Pflanzschule für den
Staat betrachtet, Gattin und Kinder wurden
nur aus diesem Gesichtspuncte geschätzt. Darum

geschahe sogar nichts für geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechts, darum setzte man so lange schwächliche und gebrechliche Kinder, die dem Staat nicht schienen nützlich werden zu können, aus. Ja die gepriesenste griechische Staatsverfassung, die Lycurg den Spartanern gab, zerstörte gewissermaßen alles besondere häusliche Leben und brachte es dem Staate zum Opfer.

Bei den Römern ist es schon wieder anders als bei den Griechen. So lange die Römer noch ein ackerbauendes Volk waren, und kein Eroberungs- und Plünderungs-System sie vom Pfluge wegdrängte, stand ihr häusliches Leben, obwohl bei weit tieferer Unterordnung der Gattin und Kinder, als bei Germanischen Völkern der Fall ist, doch zum Staatsleben in einem Verhältniß, das sich mehr deutschem Leben schon nähert. — Vom Heerde und Pfluge weg holte man die ersten Staatsbeamten, die dahin gern zurückkehrten, so bald sie der Gefahr gesteuert und das bedrängte Vaterland geschirmt hatten. — Doch als die Römer auf Welterobrung ausgingen, als jeder Krieg sie mit Sclaven bereicherte, nicht nur hinreichend für Ackerbau und Viehzucht auf ihren un-

ermeßlichen Gütern, sondern auch zu dem üppigsten Hausstande, ja selbst zu Gewaltstreichen in ihrer staatsbürgerlichen Laufbahn noch zahlreich genug: da sank tief unter das staatsbürgerliche und staatsgesellschaftliche Leben auch hier das Haus- und Familienlienleben. — Zwar wurden die Römer früh den Schaden gewahr, der von dem alle andre Rücksichten verdrängenden Leben im Staate dem Leben im Hause zugefügt wurde; daher ordneten sie schon im 4ten Jahrhunderte ihres Staats ein eignes Amt an, das dem sinkenden häuslichen Leben nachhelfen sollte. Ein Hauptgeschäft des Censor-Amtes war die Aufrechthaltung eines naturgemäßen häuslichen Lebens, Sorge für eheliche Verbindungen, Wachsamkeit über Zucht, Sitten, Wohlanständigkeit. Doch konnten die beschimpfenden Rügen der Censoren so wenig als Augusts strenges und weitläuftiges Gesetz de maritandis ordinibus (von der Beförderung der Ehen in den verschiedenen Ständen), mit allen Strafen und Belohnungen die im Staats- und conventionellen Leben schon ganz versunkenen Römer von ihrem endlichen völligen Untergange retten.

Erstaunt war dieses welterobernde Volk, als es in Deutschlands Waldungen fand, was es sich selbst nicht hatte bewahren können, ja auf solcher Höhe nie gekannt hatte; ein Haus= und Familienleben, das in seinen innern, wenn gleich noch nicht fein ausgebildeten Verhältnissen so richtig und den ernsten Absichten der Natur gemäß angelegt, und in seinem Verhältniß zu größern auch schon entstandenen gesellschaftlichen Kreisen so hervorragend gestellt war. — Es wird eben nicht schwer seyn, aus der trefflichen Schilderung des Tacitus die nächsten Gründe des von ihm so sehr bewunderten Hausstandes der Deutschen, wiewohl sie nur gelegentlich und oft als Winke nur bei ihm vorkommen, zu entwickeln.

1) In dem rauhen Clima, viel rauher als jetzt nach fast zweitausendjährigem Anbau des Bodens, reiften beide Geschlechter langsamer. — Meiners sagt hierüber in seiner Geschichte des weiblichen Geschlechts: „Jungfrauen und Jünglin„ge in Deutschland und Skandinavien waren „zur Zeit ihrer vollen Reife gewiß zweimal so „alt als die Mädchen und Knaben im Mor„genlande. Diese späte Vollendung jugendli=

„cher Körper, und die daher entstehende spä„tere Liebe und Ehen waren nicht blos Ursa„chen, daß beide Geschlechter (was auch Taci„tus ausdrücklich bemerkt) länger blüheten, und „daß die starken, schönen und gesunden Ael„tern ihnen ähnliche Kinder erzeugten; sondern „die späte Mannbarkeit und Ehen hatten auch „die Wirkung, daß junge Weiber zu einer „höhern und edlern Bestimmung, als diejeni„ge, wofür man sie im Morgenlande blos ge„schaffen glaubt, daß sie zur Pflege und Er„ziehung ihrer Kinder, zur Besorgung der „Haushalung, zur Regierung ihrer selbst und „zu Rathgeberinnen der Männer fähiger „wurden."

2) Deutschlands Boden, wie ihn Tacitus beschreibt, gab nur die nothwendigen Lebensbedürfnisse, und die genügsame Gemüthsart des Deutschen suchte weder aus dem Auslande noch durch künstlichere Bestellung mehr zum Genuß zu erlangen; daher hatte denn die erste Anlage ihres Haus- und Familienlebens Zeit genug zur festgewurzelten Nationalsitte zu werden, ehe auf eignem Boden entstehende Ueppigkeit oder

aus der Fremde einschleichende Sitte stö=
rend dazwischen trat. — Ich will hier eini=
ge Stellen aus dem Tacitus ausheben, die mit
der Beschaffenheit des Bodens zugleich die Ge=
nügsamkeit der Bewohner schildern. „Dies
„Land, sagt er, starrt im Ganzen von Wal=
„dungen oder ist wüst durch Sümpfe; ziemlich
„fruchtbar, doch trägt es keine Obstbäume; das
„Rindvieh ist unansehnlich; sie sehen dabei nur
„auf die Menge, und dies ist ihr einziger und
„liebster Reichthum. Silber und Gold haben
„die Götter, soll ich sagen in Huld oder Zorn?
„ihnen versagt. Doch will ich nicht behaup=
„ten, daß Germanien gar keine Gold= und
„Silberminen habe; denn wer hat es unter=
„sucht? Besitz und Gebrauch kümmert sie nicht.
„Man sieht bei ihnen wohl silberne Gefäße, die
„Gesandten und Edlen zum Geschenke gegeben
„sind, aber in keinem andern Werth als irde=
„ne. (Schade, daß ihre spätern Nachkommen
in solcher Schätzung der Hausgeräthe aus dem
Auslande ihnen nicht m e h r gleich geblieben sind.)
„Silber ist ihnen lieber als Gold, nicht aus
„Neigung, sondern weil die Silbermünze sich

„besser zählen läßt, also bequemer ist, „Kleinigkeiten einzukaufen. Mit den Aeckern „wechseln sie, denn sie haben überflüs„sig. Ihr Fleiß ringt auch nicht mühsam mit „der Güte und Fruchtbarkeit des Bodens; bloß „Saatfrucht wird von der Erde gefordert." Man sieht aus diesen wenigen Stellen schon, Menschenschlag und Boden passen so trefflich zu einander, als ob die ersten den andern eigends für sich aufgesucht und gewählt hätten.

3. Aber aus dieser Beschaffenheit des Bodens läßt sich noch ein andrer Umstand ableiten (und Tacitus thut es selbst schon) der auf eigenthümliche Gestaltung des häuslichen und Familienlebens bei weitem den bedeutendsten Einfluß haben mag. Hören wir auch hierüber den Tacitus selbst: „Die Germanen, sagt er, möchte „ich wol für ein Urvolk halten, das auf keine „Weise durch Ankunft und Wanderung fremder „Völker Zumischung erhalten hat: denn außer„dem, daß man neue Wohnsitze vordem nicht „zu Lande, sondern zu Schiffe aufsuchte, und „nicht leicht jemand in den widerwärtigen „Ocean sich wagen würde, wer möchte Asien

„oder Africa oder Italien verlassen und nach
„Germanien ziehen, das so ungeschlacht in sei-
„nen Landschaften, so rauh durch sein Clima,
„so finster durch die Art des Anbau's und (über-
„haupt) von Anblick ist."

In doppelter Rücksicht aber mußte dieser Um-
stand auf ausgezeichnetes Gedeihen des Haus- und
Familienlebens wirken. Eines theils weil der
deutsche Boden nicht anlockte, wie Griechenlands
lachende Landschaften, wie Italiens anmuthige Kü-
sten, wozu noch kommt, daß Deutschland vom
Mittelmeer aus, dem fast einzigen Tummelplatz der
Schiffahrt des Alterthums nicht eben zugänglich
war: so fand folglich nicht statt das Ziehen frem-
der Schaaren, das Eindringen colonisirender Staa-
ten und der frühern Eroberer. Dies, was die
Griechen sofort in kleine Staaten und in befestigte
Städte zusammendrängte, störte in Deutschland das
patriarchalische Wohnen und Leben, vielleicht meh-
rere Jahrhunderte hindurch, keineswegs; nöthigte
unsere ältesten Vorfahren nicht, ihr abgesondertes
Wohnen, ihr Familien- und Stammleben aufzu-
geben. — Und so brauchte andern Theils auch
im Innern an kein reges staatsbürgerliches Leben

früh gedacht zu werden, was bei rascher Entfaltung Haus- und Familienleben hätte beeinträchtigen können. — Grausame Maßregeln, wie sie da lange statt gefunden haben, wo das Verhältniß des Haus- und Familienvaters dem des Staatsbürgers sich unterordnete, finden sich daher bei den Deutschen nicht, bei denen das Familienleben das erste und wichtigste war. Tacitus bemerkt, daß sie es für schändlich hielten, sich auf eine gewisse Zahl von Kindern zu beschränken oder nachgeborne umzubringen. „Und gute Sitte wirkt hier mehr, fügt er hinzu, als anderswo gute Gesetze."

Das so fest begründete, so lange vor aller Störung und Beeinträchtigung geschirmte häusliche und Familienleben war auch in den Jahrhunderten des Mittelalters nicht zu überwältigen, weder vom Staatsleben noch von Ueberfeinrung der einfachen Sitten und natürlichen Lebensart. Eines Theils hörte der ursprüngliche Character, Clima und Beschaffenheit des Landes natürlich nie auf, dem häuslichen Leben, der gleichen Ausbildung beider Geschlechter und dem daher entstehenden mildern Verhältnisse derselben zu einander günstig zu seyn; und bloß davon fortwährend begünstigt, konnte es sich

dann weiter schon halten durch seine eigene Festigkeit, durch die Form und Richtung, welche es einmal dem ganzen deutschen Leben gegeben hatte; andern Theils aber kommen nun noch fördernde Institute hinzu, die in dem Gange der Ereignisse entweder den germanischen Völkern bekannt wurden oder auch in ihrer Mitte entstanden und sich ausbildeten. Zu den erstern rechne ich das bald auch nach Deutschland gekommene Christenthum, zu den letztern das Ritter-Institut.

Bei der Verbreitung der christlichen Religion unter dies so natürlich gebliebene Volk wurde der schon so trefflich angelegte häusliche Zustand gleichsam vom Himmel sanctionirt. — Die Grundsätze dieser das innerste Gemüth heiligenden Religion, die Reinheit der Gesinnung und des Lebens, welche sie auch in den einfachsten, fremder Beachtung wenig ausgesetzten Verhältnissen unerläßlich fordert, die Heiligkeit der Ehe, welche sie mit ihrer höhern Autorität feststellte, mußte den Deutschen ansprechen; denn es führten ihn solche Grundsätze nur weiter auf dem Wege, welchen er schon von Natur in seinem häuslichen und Familienleben eingeschlagen hatte.

Bei der Unzulänglichkeit der Staatseinrichtungen im Mittelalter entstand ferner zur Beschützung der Wehrlosen ein neues Institut, das gerade jeden Wehrhaftesten vermöge seiner Ordensregel und seines Eides zum Beschirmer der erstern, insbesondere des weiblichen Geschlechts und der Diener der Religion machte. Das Ritter-Institut stellte das schwächere Geschlecht neben den Stand, der den Germanen vor der Annahme des Christenthums schon der ehrwürdigste war, und bei weitem am höchsten stand, und steigerte die altgermanische Achtung für das weibliche Geschlecht zu einer Verehrung desselben, die nahe an religiöse Heilighaltung grenzte. Außerdem daß es schon, wie aus dem Tacitus erhellt, ganz ein ursprünglicher Nationalzug der Deutschen war, Frauen den Göttern näher zu setzen, mag dazu das Christenthum in seiner damaligen Gestalt durch Hervorhebung eines Ideals der innigsten Mutterliebe und genügsamsten häuslichen Eingezogenheit, durch die Verehrung der Maria das Seinige beigetragen haben.

Blühen konnte ein solches Institut indessen nur so lange, als der gesellschaftliche Zustand im

Staatsvereine noch in seiner Kindheit blieb. Als
diese Periode in den germanischen Reichen hier
früher, dort später, am spätesten im alten Stamm=
lande endigte, da hatte es sich überlebt. — In
Frankreich, da wo das Ritter=Institut entstanden
war und am glänzendsten sich entfaltet hatte, ent=
wickelte sich nun aus der bisherigen, höchstens zu
ehr gesteigerten Verehrung des andern Geschlechts
ine Ausartung derselben, die da, wo sie ihren
Ursprung nahm, in der Hauptstadt jenes Reichs
und unter dem ersten Stande dem häuslichen Le=
en bald großen Eintrag that, ja allmählig es
änzlich zerrüttete; und die, mit zu weniger Prü=
ung nachgeahmt, endlich auch in weitern Kreisen,
uch im alten Stammlande der Germanen Folgen
ür den ersten Nationalzug und überhaupt für
eutsches Leben hatte, die schwerlich ganz zu be=
echnen sind. Am französischen Hofe zuerst und
ornehmlich, aber dann auch an den großen und
einen Höfen der übrigen germanischen Reiche
hließt sich gegen das Ende des Mittelalters an
as alte Ritterthum und an seine Verehrung des
eiblichen Geschlechts die Periode der sogenannten
euern französischen Galanterie an, oder der

Ausartung dieser Verehrung und dadurch des geselligen Lebens überhaupt. Im Mittelalter selbst konnte diese eigenthümliche Gestaltung des geselligen Lebens neuerer Zeit schon wegen des immer wandernden Hoflagers der Fürsten nicht aufkommen. Aber als nach und nach die europäischen Höfe in großen Städten ihren bleibenden Sitz nahmen, und nun dem ununterbrochenen Aufenthalte der Frauen des ersten Ranges an diesen Höfen nichts mehr im Wege stand, da bildete sich ziemlich schnell dieser neue Lebenskreis, der allerdings einen besondern Kreis ausmacht, indem er weder dem Natur- und häuslichen Leben noch dem amtlichen und staatsbürgerlichen angehört, obgleich er auf beides sofort sehr bedeutend Einfluß hatte. — Uns geht hier nur die Einwirkung dieser charakteristischen Erscheinung in der neuern Geschichte auf deutsches Haus- und Familienleben vorzüglich an; aber eben um diese einzusehen, ist es nöthig, den Charakter jener neuen Lebensweise mit ein paar Strichen zu entwerfen. — Ein ewiges Trachten nach Ergötzung, oder — weil hier doch das fremde Wort das eigentlichste ist — nach Amüsement, ein unaufhörliches Streben der

Leere und Langenweile für sich selber zu entgehen und andere diesem quälenden Zustande zu entziehen, ist die Seele davon, wenn man anders dies eine Seele nennen kann. Es ist nicht jenes dreiste Mitnehmen jeder frohen Stunde, die Natur und Menschenleben dem armen Erdgebohrnen unter mancherlei Mühseligkeit während seines kurzen Weilens auf der Oberwelt und im Lichte der Sonne verstattet; dies, was man allenfalls die Seele des zum völligen Bewußtseyn gekommenen Heidenthums nennen könnte, welches in griechischen und römischen Dichtern wohl darum so viel nziehender sich uns darstellt, weil es, wenn gleich in in seiner Fülle und seinem Drange oft muthwilliges und keckes, doch auch wahrhaft kräftiges nd jugendliches Leben ist. Welk und ermattet scheint dagegen die Menschheit in jenem neuern rgötzungsleben, wenigstens da, wo es seine höch: Stufe erreichte, erscheint als ein um Zerstreuig und Zeitkürzung sich quälender, Ergötzung ühsam erkünstelnder Greis neben jener jugendlien sich kräftig erfreuenden Menschheit des Althums. Und auf seiner völligen Höhe, welche am französischen Hofe nach Ludwig XIV. Re-

gierung unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. erreichte, wird es nicht nur das — freilich mit Arabesken artig verzierte — Grab aller Sittlichkeit, sondern sogar auch desjenigen Lebensgenusses, der von den geistigern Anlagen im Menschen ausgeht. — Schriftsteller jener Periode die mitten in dieser greulichen Ergötzungswelt lebten, verkennen dies auch ganz und gar nicht. Ich will hier nur eine Stelle aus Thomas Betrachtungen über die Sitten seiner Zeit, d. h. gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV., die sich bei Meiners noch mit mehrern andern findet anführen. Nachdem jener bekannte französische Schriftsteller den Hang beider Geschlechter zu unaufhörlichen gesellschaftlichen Zerstreuungen geschildert, sagt er unter andern: „die (eben daher natürlich entstehende) Leere des Herzens und Kraftlosigkeit der Seele erzeugten das Amüsement, das Losungswort kalter Herzen und schwacher Seelen: ein merkwürdiges Wort, das durch die Wichtigkeit, welche man demselben giebt, lächerlich werden sollte; das voraussetzt, daß man durch Tugend und vielleicht auch durch die Sinne nichts mehr ist.“

„Das Amüsement, fährt er fort, dies unbe-
„kannte Etwas, das weder die Einbildungskraft,
„noch den Geist oder das Herz fesselt, und viel-
„leicht bloß in gewissen Formen besteht, wird
„der einzige Zweck, auf welchen sich alles
„bezieht. Die Annehmlichkeiten sind Ursache, daß
„man Tugenden voraussetzt und Laster verzeiht.
„Niemand hat das Herz, das Niedrige zu ver-
„achten, wenn es sich durch Anmuth empfiehlt. —
„Gefallen oder Nichtgefallen werden die großen
„Wörter der Sprache.

„Weil man beständig auf einem Schauplatze
„ist, sagt er weiter, so wird die Eigenliebe im-
„mer gereizter und heftiger. Allein der Hang
„zur Gesellschaft, der sie aufregt, schränkt sie auch
„wieder ein. Man unterdrückt sie und sie erhebt
„sich wieder. Man läßt seine geheimen Gesin-
„nungen halb durchblicken, und hält sie auch wie-
„der zurück. Es entstehet ein Streit, wo sie
„beständig zu siegen sucht, ohne das Ansehn zu
„haben, als wenn sie kämpfte, wo sie ihre An-
„strengungen verhehlt, um ihre Ansprüche nicht
„errathen zu lassen. — Aus allem diesem zu-
„sammengenommen, entsteht in beiden Geschlech-

„tern eine unruhige Frivolität und eine ernsthafte
„und geschäftige Eitelkeit. — Das unterschei=
„dende Merkmal der neuern Sitten ist die Wuth
„zu scheinen, kleinen Pflichten eine große Wich=
„tigkeit, kleinen Bemühungen einen großen Werth
„zu geben. — Geist und Herz haben eine kalte
„Geschäftigkeit, die sich über tausend Gegenstände
„ausbreitet, ohne sich auf Einen zu fixiren,
„und die in Bewegung setzt, ohne Kraft zu
„geben."

Ein andrer französischer Schriftsteller dieser
Zeit, Düclos, entwirft uns die Art der Un=
terhaltung und des Verkehrs in jenen ersten Zir=
keln ganz so, wie sie sich bei Menschen alles hö=
hern Genusses schon unfähig und doch höchst ge=
nußdurstig erwarten läßt. In einer Stelle seiner
Considerations sur les moeurs spricht er so
darüber:

„Jede wichtige Frage, sagt er, jedes fortge=
„setzte Räsonnement, jede vernünftige Gesinnung
„sind von den glänzenden Gesellschaften ausge=
„schlossen, und beleidigen den guten Ton.
„Dieser Ausdruck ist erst seit kurzem erfunden
„worden, und doch schon sehr gemein, ohne ge=

„hörig bestimmt zu seyn. Ich will sagen, was
„ich davon denke. — Der gute Ton besteht bei
„den geistvollsten Personen darin, von unbedeu=
„tenden Dingen angenehm zu reden, sich nie ein
„vernünftiges Gespräch zu erlauben, wenn man
„es nicht durch die Annehmlichkeiten des Vor=
„trags entschuldigen kann, und endlich, wenn
„man genöthiget ist, die Vernunft zu zeigen, sie
„eben so sorgfältig zu verschleiern, wie die Scham=
„haftigkeit es vormals bei freien Aeußerungen ver=
„langte. — Das Gefallende ist so nothwendig
„geworden, daß selbst die Verläumdung aufhören
„würde Eingang zu finden, wenn sie sich nicht
„durch Annehmlichkeiten empföhle. Es ist nicht
„genug zu schaden. Man muß vor allen Din=
„gen amüsiren, ohne welchen Schmuck die bos=
„haftesten Lästerungen mehr auf ihren Urheber zu=
„rückfallen als sie ihr Opfer treffen."

Eine traurige Einwirkung dieser in der neuern Zeit und besonders am französischen Hofe ausge=
bildeten Lebensweise berührt der nämliche Schrift=
steller in folgender Stelle: „Alle Welt, sagt er
„daselbst, will nur liebenswürdig seyn, und be=
„kümmert sich um das Uebrige (daher) gar nicht.

„Man opfert deswegen seine Pflichten und fast
„möchte ich sagen sein Ansehen, wenn man sein
„Ansehen auf diese Art verlieren könnte. Eine
„der traurigsten Folgen dieser Manie ist die Ver=
„achtung seines Standes und Berufes, worin
„man stets seinen höchsten Ruhm suchen sollte. —
Eine zweite verderbliche Einwirkung bemerkt Tho=
mas in folgender Stelle: „Unter einem Volke,
„sagt er, wo der Hang der Geselligkeit so weit
„getrieben ist, kann kein häusliches Leben statt
„finden. Alle natürliche Empfindungen, die in
„der Zurückgezogenheit entstehen, und in der Ein=
„samkeit wachsen, müssen geschwächt werden.
„Die Frauen müssen weniger Gattinnen und
„Mütter seyn.“

Doch genug von dem innern Wesen und Cha=
rakter dieses Erzeugnisses neuerer Zeit und beson=
ders des französischen Hofes. — Freilich kann
man nicht behaupten, daß irgendwo auf deut=
schem Boden dies ausländische Gewächs so gewu=
chert und allen andern Lebenskreisen so ihre Nah=
rung und ihr Gedeihen geraubt habe, wie es die
angeführten Schriftsteller in ihrer Umgebung fan=
den. — Nie ist es, so viel ich weiß, in einer

deutschen noch so großen Stadt Sitte geworden, diesem Leben zur Liebe die kaum gebornen Kinder aufs Land zu schicken, von da die Töchter sofort in Klosterschulen und Pensionen, von woher sie nur zurückkehrten, um eine Verbindung zu treffen, die ihnen selbst endlich alle Vorrechte zu der Lebensweise des elterlichen Hauses verlieh. Nie hat in Deutschland bei Jünglingen und Männern die Sucht zu scheinen den Ernst zu seyn so ganz und gar verdrängt und es dahin gebracht, daß es Sitte geworden wäre, Amt und Berufsleben und die heiligsten Pflichten desselben jenem Ergötzungsleben und dem Bestreben darin vor allem eine bedeutende Figur zu spielen, zum Opfer zu bringen. — Aber zu behaupten, daß es auf keine Weise deutschem Haus- und Familienleben, und allen übrigen Lebenskreisen und so mit der Deutschheit überhaupt geschadet habe, das wird schwerlich jemand, der die Veränderungen im deutschen Leben nach allen Richtungen desselben — wie sie ungefähr seit dem westphälischen Frieden hervortreten — auch nur einigermaßen erforscht hat. Man staunte in Deutschland in den ersten Ständen den glänzenden Hof Ludwigs XIV. und

seiner Nachfolger und das frivole Ergötzungsleben an demselben nicht bloß müssig an. Man wollte auch an deutschen Höfen diese so angenehme große Welt, diese Kunst zu amüsiren, nur liebenswürdig zu seyn und zu gefallen, besitzen; und da sich das alles nicht sogleich in unsre damals noch etwas rauhe und sich dagegen sträubende Sprache übersetzen und üben ließ, so brachte man an diesen Höfen (freilich wol nicht ahnend die Folgen) zuerst die Muttersprache freiwillig zum Opfer. Frankreichs Sprache wurde in Deutschland Hofsprache, und von da an unentbehrlich den ersten Ständen. Dieser erste Schritt erforderte eine zweite noch bedenklichere Veränderung in der Erziehung der Söhne und Töchter, zunächst in den ersten Ständen. Für Amt und Stand wurden die erstern, für ihren häuslichen Wirkungskreis die andern sonst ernst und streng gebildet; in beider Erziehung stand nach biedrer deutscher Ansicht Gottesfurcht und Religion noch voran den Geschicklichkeiten und Kenntnissen, die bloß für dieses Leben erlernt wurden. — Auf Bildung zur sogenannten großen Welt wurde dagegen jetzt die Erziehung nicht nur des männli-

chen, sondern auch des weiblichen Geschlechts aus den ersten Ständen zunächst und hauptsächlich berechnet; ihr die Bildung der Töchter zum häuslichen und der Söhne zum staatsgesellschaftlichen und Berufsleben immer mehr untergeordnet. — Das erste Erforderniß war nun, die Sprache den Kindern gleich von der Wiege an einzuimpfen, mit welcher man allein in der großen Welt auftreten konnte. So weit ließen es freilich deutsche Mütter nicht kommen, daß sie dieses Erfordernisses wegen ihre Kinder gleich aus der Wiege in Frankreich hineingeschickt hätten; aber ein Heer Französinnen wanderte in Deutschland ein und vertheilte sich in deutsche Kinderstuben. — Die Jünglinge der ersten Stände verließen nach immer eiliger zurückgelegten Berufsstudien die Heimath, um zu der Sprache, die sie schon in der frühesten Kindheit hatten stammeln lernen, den guten Ton und die dazu erforderliche Denk- und Lebensweise nun aus der Hauptstadt Frankreichs sich dazu zu holen. — Ich schweige von allen weitern Folgen; denn darüber ist in gegenwärtiger Zeit genug geschrieben und gesprochen. Nur das will ich noch von dieser Erziehungsweise be-

merken: mußte sie nicht nothwendig bei dem Deutschen die Blödigkeit und Scheu bewirken, mit der National- und Landes-Eigenthümlichkeit hervorzutreten? mußte es ihm nicht fast wie ein Verbrechen vorkommen, diese in der Ausländerei noch durchblicken zu lassen? Darauf war ja ein solcher Gang der Bildung recht eigentlich angelegt. — Und dann (diesen Einen Blick wollen wir nur noch ins weitere deutsche Leben werfen) das Fortdrängen aus dem häuslichen und Berufskreise zu jenem immer mehr Raum einnehmenden Ergözzungsleben, und um daran desto mehr Theil nehmen zu können, das Fortdrängen aus seinem Stande auf eine höhere Stufe und Ordnung in der staatsbürgerlichen Welt um jeden Preis, wie hatte es auch in Deutschland, und nicht bloß an Höfen um sich gegriffen, und deutsches treues Streben und Seyn in allen andern Lebenskreisen oft verkümmert, oft gänzlich erstickt. Denn man wird mir zugeben, daß sich diese schädlichste aller Ausländereien nicht allein auf die Mitglieder der höhern Stände endlich beschränkte, sondern mit allen ihren nachtheiligen Folgen immer weiter und weiter herunterwirkte; und nothwendig,

schon wegen des Beispiels, das die mittlern und niedern Stände an den höhern immer nehmen, weiter herab wirken mußte. — Nicht also bloß in den engen Kreis der Höfe Deutschlands und in die gesellschaftlichen Zirkel der höhern Stände verbreiteten sich Ansichten und Gesinnungen, nicht unter diesen bloß gewann eine Lebensweise immer mehr Boden, die leise und allmählig die Grundsäulen der Deutschheit annagten und morsch zu machen strebten; die allmählig den tiefen Sinn der Deutschen für häusliches und Familienleben, für die möglichste Freiheit im stattsgesellschaftlichen Leben, insbesondere auch den tiefen Sinn für Religiosität abstumpften und so endlich jeden Hauptzug unsers Charakters schwächten, ja zu vernichten strebten.

Als in den letztverflossenen Jahren nun die ganze Summe des Schadens, welche deutsche Volks-Eigenthümlichkeit auf jenem Wege seit anderthalb hundert Jahren erlitten, uns schrecklich vor Augen trat, da war es wol natürlich, daß in jeder deutschen Brust der tiefste Unwille gegen alle überrheinische Einmischung in unser deutsches Leben und Seyn sich regte. Es hat sich dieser wohl-

gegründete Unwille auf mancherlei Weise in Reden, Schriften und Handlungen kräftig und nachdrücklich in unsern Tagen ausgesprochen; und mancher Schritt ist geschehen, den ungeheuern Schaden, welchen die Deutschheit in allen ihren Theilen erlitten hat, zu heilen. Jedes fördernde Streben zu diesem Zweck ist zu ehren, und allen Dank verdienen daher die Bemühungen derer, die zuvörderst aus unsrer Sprache und der äußern Gestaltung des Lebens das Undeutsche zu entfernen suchen, denn Sprache und Tracht verkündet nicht bloß äußerlich die Gesinnung und Denkungsart einer Nation, sondern wirkt auch auf ihr Innres fortwährend zurück; dennoch ist hier mehr als das zu beachten und noch t i e f e r e r Schaden ist zu heilen. — In einer Stadt, wo sich das innere Wesen der Deutschheit noch so kräftig erhalten hat, wo die Grundvesten deutscher Volks-Eigenthümlichkeit, und vor allem die erste derselben, der Sinn für häusliches und Familienleben noch keinesweges bis zum Einsturz erschüttert sind, läßt sich darüber mit ein paar Worten viel sagen; und diese mögen denn unsre heutige Betrachtung schließen. — Man denke sich deutsches Leben,

wie es vor dem westphälischen Frieden oder vielmehr (denn das 30jährige Ziehen fremder Truppen auf deutschem Boden hatte auch damals schon einiges geändert) wie es vor dem 30jährigen Kriege ohne fremde Einmischung war; freilich hie und da noch ungeschlacht und derb, aber doch im Kern deutsch und brav, und dies nun ohne Ausländerei fortgeführt, weiter ausgebildet, veredelt; also milde Innigkeit und deutsche Anmuth zu der biedern Kräftigkeit und Unverdrossenheit, zu der alten Redlichkeit und Rechtlichkeit; insbesondere vergegenwärtige man sich unser altes häusliches Leben, durchdrungen von dem mildern Lichte, daß die ächte und richtig aufgefaßte Aufklärung — Aufklärung (warum sollte ich ein Wort nicht hier gebrauchen, das Mißbrauch und mehr noch Verunglimpfung bloß außer Credit gesetzt hat, da es richtig verstanden eine so sehr ehrenwerthe Sache bezeichnet) also durchdrungen von diesem Lichte, das die ächte und richtg aufgefaßte Aufklärung über alle Verhältnisse des Lebens wohlthätig verbreitet. Aber dazu denke man sich auch, daß die Wärme und Innigkeit des Herzens, die der Deutsche sonst so gern in seiner nächsten Um-

gebung zusammenhielt, aus einem zu zerstreueten und in zu mannigfaltiger Geschäftigkeit und zu mannigfaltigem Genuß zersplitterten Leben sich hier im häuslichen und Familienleben wieder mehr sammle: wie herrlich, herrlicher als je kann der erste Characterzug der Deutschheit wieder hervortreten! Wohl lohnt es sich, darauf aufmerksam zu machen in einer Stadt, wo auch Ein Wort nur darüber — ohne Mißdeutung kann ganz verstanden und beherzigt werden.

Immer ist es mir so vorgekommen, daß deutscher Charakter, deutsches Leben und Seyn sich in den ehemaligen Reichsstädten im schärfern Gepräge, am wenigsten von ausländischer Sitte weggeschliffen, erhalten habe; und daß in den von ihnen nun noch übrig gebliebenen freien Städten schon darum, aber auch noch aus andern Gründen nicht etwa nur Rückkehr zur alten Sitte, sondern ganz deutsche Veredlung derselben am ersten zu hoffen sey. Und unter diesen Städten, wo sich viel Begünstigendes dazu bei einander findet, setze ich unsre Vaterstadt nicht zuletzt an. — Eine Stadt die durch ihre warme und muthvolle

Theilnahme an dem großen Nationalkampf den Werth, welchen sie auf Deutschheit leget, beurkundet; und diese Deutschheit selbst in ihren zartesten Aeußerungen nach den glorreichen Kämpfen durch sorgliche Verpflegung der Verwundeten, durch möglichste Verpflanzung aller Erquickungen des häuslichen Lebens unter die erkrankten Vaterlandsvertheidiger geübt hat und noch übt, hat damit auch zu der Erwartung berechtiget, daß sie das wieder errungene unschätzbare Gut, die vor fremder Ueberwältigung nun so ganz gesicherte Deutschheit in ihren innersten Kreisen — nicht nur bewahren — auch mit neuer Liebe das Wiedergewonnene fördern, es von fremdem Anflug immer mehr säubern, es zu seiner vollen Klarheit verherrlichen und so zum höchsten Lebensgut veredlen werde.

In einer Stadt, wo bei möglichst gleicher Theilnahme an allen Segnungen des bürgerlichen Lebens jede Familie, jede Hausgenossenschaft für sich so ungestört und unabhängig des eignen Heerdes und Hauses pflegen kann, als es nur irgendwo angeht, da kann am ersten dieses innere

Nationalleben herrlich aufblühen; da kann ganz besonders jeder Mitbürger den Tag der wieder errungenen Deutschheit mit der frohesten Aussicht auch auf sein häusliches und Familienleben feiern; mit der Zuversicht, daß ihm nichts im Wege stehe, vielmehr alles begünstigend und Erfolg versprechend winke, es auf seine ursprüngliche Höhe und ganz wieder in das Verhältniß zu andern Lebenskreisen zu bringen, worin es sich bei den Deutschen so lange befunden und selbst in der verwirrungsvollsten Zeit sich noch möglichst zu halten strebte. Und indem jeder in seinem nächsten und engsten Kreise dies schafft, möge er dabei das lohnende Bewußtseyn nähren, daß dies sein Streben, die Deutschheit in ihrem ersten Charakterzuge zu erhalten und zu veredeln jetzt, nachdem Muth und Tapferkeit uns deutsches Leben wieder erkämpft und festgestellt haben, vor allem andern, was geschehen kann und geschehen muß, den größesten und bleibendsten Werth; habe denn von diesem Streben hängt zunächst und vorzüglich ab, daß jenes Kleinod, was tapfere deutsche Jünglinge und Männer gegen die wiederholten Angriffe des gewaltsamsten Bedrängers aller Volks=

Eigenthümlichkeit mit ihrem Herzblute geschirmt haben, daß ächte Deutschheit überhaupt nun auch in der Nation nicht nur unversehrt bleibe, sondern noch veredelt und im steigenden Werthe den kommenden Geschlechtern überliefert werde.

Dritte Vorlesung.

Ueber den zweiten Charakterzug der Deutschen: ihren Freiheitssinn.

Als den andern Hauptzweig des bei den Deutschen frisch und kräftig, ja vorherrschend gebliebenen Naturſinnes habe ich in den frühern Vorlesungen den **Freiheitssinn** derselben aufgeführt, und ihn daher als den zweiten Charakterzug der deutschen Nation angesehen. — Wir wollen jetzt auch diesen Hauptzug, so viel möglich, nach seinen vornehmsten Eigenthümlichkeiten zu erfassen suchen, und zu dem Ende ihn nicht allein an den **jetzt** lebenden Deutschen beachten, sondern auch und vornehmlich bei dieser Betrachtung zugleich das gesammte frühere Leben und Seyn unsrer Nation uns gegenwärtig erhalten.

Vorab erlauben Sie mir aber über die Bedeutung des Wortes **Sinn** eine Bemerkung, die, wie ich glaube, uns am besten in die heutige

Untersuchung einleiten kann. — Ich habe in einer früher hier gehaltenen Vorlesung bei Entwickelung der Begriffe Gemeinsinn und Gemeingeist Sinn in solchen Zusammensetzungen unsrer Sprache mir als die Anlage und Fähigkeit gedacht, das, was der Geist hervorbringt und schafft, oder was oft auch nur nach einem dunkeln Gefühl, nur aus der Ahndung einer Idee sich gestaltet, aufzufassen, Neigung dafür zu gewinnen und nach dem Besitze desselben zu streben. In solcher Bedeutung das Wort genommen, läßt sich im Allgemeinen behaupten: Wie man dem Deutschen in Vergleichung mit südlichern und früher civilisirten europäischen Völkern bei allen seinen Einrichtungen für das Leben wohl überhaupt mehr Sinn als Geist zuschreiben kann, so zeugt besonders das gesammte Staatsleben unsrer Nation und die Art und Weise, wie sie allmählig darin fortgeschritten ist, mehr von Freiheitssinn als Freiheitsgeist. — Sinn wird im Menschen zu Geist gesteigert, wenn bei allen Wahrnehmungen und Auffassungen leicht eine schaffende Einbildungskraft zugleich thätig wird, die über dem, was der Sinn wahrnimmt, zugleich eine veredelte

Gestaltung des Wahrgenommenen, worin die Idee ohne störende Zusätze klärer sichtbar wird, schweben läßt. — Nun will ich zwar dem Deutschen keineswegeS das Vermögen absprechen, sich zum Idealischen zu erheben; vielmehr hoffe ich, in der nächsten Vorlesung noch darthun zu können, daß er da, wo er einzig im Gebiet des Idealischen arbeitet, als Künstler, Dichter, Philosoph, am freiesten und rücksichtslosesten zum Höchsten hinanstrebt: nur im Gebiet des einmal Vorhandenen ist seine Einbildungskraft nicht leicht beweglich genug, um hier das nächste Höhere schnell ins Auge zu fassen und beharrlich im Auge zu behalten; oder wenigstens, wenn sie denn auch hier ihm der Idee entsprechende Vorbilder vorhält, so hemmt ihn eine gewisse körperliche Schwere und manches Besondere in seinem übrigen Charakter, was sich heute noch näher ergeben wird, seine verschiedenen Lebenskreise dem Vorbilde zu nähern oder gar dieses völlig in dem Wirklichen darzustellen. Selbst sein zu metaphysisches Gemüth mag dem Deutschen dies erschweren. — Wer, sobald ihn die Idee ergreift, über alle Berücksichtigung des Lebens unterm Monde sich se

erheben kann, wie der Deutsche es vermag; wer auf dem Gebiet der Metaphysik sich des Anthropomorphismus, des Befangenseyns in der Sinnenwelt so erwehren und das Empirische und Rein-Rationale so streng geschieden halten kann, dem vermischen sich eben aus diesem Grunde vielleicht auch im Leben und in den Einrichtungen für das Leben beide Gebiete schwerer. —

So erzeugt sich also bei dem Deutschen leicht eine doppelte Sprödigkeit und Unbehülflichkeit, Geistiges und Sinnliches zu vermählen; eines Theils hemmt ihn seine im täglichen Leben träge und durch die Wirklichkeit nicht leicht aufgeregte Einbildungskraft und sein körperliches Phlegma, andern Theils die zu rein metaphysische Richtung seines Geistes, so bald dieser von einer Idee ergriffen wird.

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, werden die besondern Bemerkungen über deutschen Freiheitssinn leichter in das nöthige Licht gesetzt werden können, und wie ich hoffe, weniger Befremdendes haben.

1) Seinen Freiheitssinn beurkundet der Deutsche zunächst im möglichsten Festhalten des einfa-

chen Naturzustandes, von dem er zu Gunsten der Staatseinrichtungen ungern mehr aufopfert, als eben hoch nöthig ist, ungern mehr, als was näheres Zusammenrücken der Einwohner, gemeinschaftliche Benutzung des Bodens, bequemere und vortheilhaftere Betreibung der weitern Nahrungszweige, endlich Sicherstellung der Person außerhalb des eigenen Hauses und Abwehrung der Angriffe von außen unumgänglich erfordert; eben weil der Deutsche mehr mit ruhiger Besonnenheit auffaßt, was da ist, als mit raschem Fluge der Einbildungskraft zu dem Vorhandenen das noch Mangelnde erschwingt.

Aus dem Haus- und Familienleben in ein staatsbürgerliches Leben überzugehen, ist ihm daher sehr schwer geworden, ist bei keinem Volke wohl so langsam von Statten gegangen, und kein Volk hat sich dabei die Unabhängigkeit des Familienlebens so zu schirmen gesucht, wie die Deutschen. Ein Sprung in Staatseinrichtungen, vor allem wenn Gewalt, fremde Gewalt sogar, dazu zwingen wollte, erbitterte sie aufs höchste, verwundete ihren Freiheitssinn am tiefsten. — Dem welterobernden Römer nahm der auch kriegslustige

Deutsche das Einfallen in Deutschlands Gränzen nicht so übel, als daß er ihm, dem Naturvolke, römische Staatseinrichtungen aufdringen, nach einem System von Gesetzen, nach einem künstlichen Prozeßgange, was beides er noch Jahrhunderte lang gar nicht brauchte, seine einfachen Rechtsverhältnisse schlichten wollte. Daher rächte diese Anmaßung der Deutsche nach der Niederlage des Varus an den römischen Anwalten und Rechtsgelehrten so wüthend.

Nach diesem ganz mißlungenen Versuch, deutschen Naturstand durch fremde Staatseinrichtungen plötzlich zu überwältigen, gelang es keiner fremden Staatsgewalt weiter, den Deutschen in seinem Stammlande aus seinem Naturstande bedeutend herauszutreiben. — Auch auf seinem eignen Boden ließ er keinen Anführer, so heldenmüthig er auch fremde Angriffe mochte abgewehrt oder zu Sieg und Beute mochte angeführt haben, so weit kommen, das lose Band, was die Familie eines Stammes zusammenhielt, enger zu ziehen und die Naturfreiheit durch eigentliche Oberherrschaft oder auch nur durch Einrichtungen, die dahin führten, zu beschränken. Eher gelang es auf frem-

dem Boden, als deutsche Stämme bei der großen Völkerwandrung in die westlichen Provinzen des römischen Reichs erobernd einbrachen, und dann ihren Wohnsitz darin nahmen. Jedoch auch so behielten sie bei, was irgend beizubehalten war, oder machten auch dort Einrichtungen, die fast mehr Fortsetzungen des Familienlebens und einfache Zusätze zu demselben, als reine Staatseinrichtungen zu nennen sind. Wir wollen dies vornehmlich an ein paar Einrichtungen des weitern gesellschaftlichen Zustandes sehen, bei deren Darstellung ich Remer in seinem trefflichen Abriß des gesellschaftlichen Lebens in Europa bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts größtentheils folge. Es ist dies Werk eigentlich, wie auch der andere Titel besagt, der völlig umgearbeitete Abriß, welchen Robertson seiner Geschichte der Regierung Carls V. vorausgeschickt hatte. — Aus ihren Wäldern hatten die Germanen schon ein Institut mitgebracht, das unter dem Namen Comitatus, G e l e i t, Tacitus näher beschreibt; die Einrichtung nämlich, daß jüngere Söhne und Brüder, die keine Versorgung auf dem väterlichen Hofe fanden, sich unter die Anführung eines Edlen begaben, dem sie in sei-

nen kriegerischen Unternehmungen folgten und von ihm dafür Geschenke, zunächst die Ausrüstung etwa erhielten, ein Streitroß, eine Lanze, illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam sagt Tacitus. Auch im Frieden, nicht bloß für einzelne Unternehmungen blieb dies Geleit um den Edlen und wurde wahrscheinlich von ihm unterhalten. Der Deutsche scheint bei dieser Einrichtung eben keine Gefahr für die Freiheit des Stammes besorgt zu haben; und eben so wenig ein solcher Edle, einzig auf Abentheuer außerhalb des Stammes bedacht, sichs haben einfallen lassen, sein Geleit zur Unterjochung seiner Stammgenossen zu mißbrauchen. — Nach der Eroberung römischer Provinzen durch deutsche Völkerschaften bildete sich diese bloß auf das kriegerische Leben berechnete Einrichtung weiter aus, zunächst wohl auf dem eroberten Boden, dann auch im alten Stammlande. Der erobernde Deutsche brachte nämlich aus seinen Wäldern noch keine Idee davon mit, erobertes Land zu Eigenthum des Staats zu machen und es nur im Ganzen zum Besten der Unterthanen zu nützen. Wie konnte er das, da er daheim weder Staat noch eigentliche

Unterthanen gekannt hatte. Alles wurde an die Einzelnen vertheilt, nur erhielt der erste Anführer oder König den größten und die Edlen einen verhältnißmäßig größern Antheil als die Gemeinen, damit sie ihr Gefolge davon belohnen und verbinden könnten, zu neuen Kriegszügen ihnen gewärtig zu seyn. Aus solchen bedingten Schenkungen des Königs und der Edlen an ihr Geleit entstand das, was bei seinem ersten Aufkommen und in Vergleichung mit frühern Staaten des Alterthums in Wahrheit nur nothdürftiges Surrogat einer Staatseinrichtung genannt werden kann, das Lehnwesen. Lehen treten von da an zwischen das ganz freie Eigenthum oder die Allodien und bilden den ersten Uebergang zu einem eigentlichen Staatsleben der deutschen Nationen. Wie sich dieses Institut durch die Jahrhunderte des Mittelalters weiter fortbildete, wie der Lehenträger vermehrte Macht endlich die Allodialbesitzer unterdrückte und diese nöthigte ihre Allodien oder ganz freies Eigenthum Königen, Herzogen, Grafen, Klöstern und Kirchen zum Lehen zu übergeben, wie so nach und nach Edle und Freie gelegentlich, wie das Bedürfniß des Schutzes oder die Macht des Stär-

kern sie nöthigte, sich selbst unterordneten: daran darf ich hier nur — erinnern.

Mehr als eine Fortsetzung und Erweiterung des häuslichen Lebens und des zu einer Familie gehörenden Kreises erscheint mir ein zweites Institut, das sich endlich zu unserm Meierwesen ausgebildet hat. Schon nach Tacitus hatten die alten Germanen zur Verrichtung der Haus- und Feldarbeit Knechte, Leibeigene, die theils auf dem Haupthofe des Herrn zu Handdiensten gebraucht wurden, theils Ländereien zur Bestellung erhielten, von deren Ertrage sie ein Gewisses jährlich dem Herrn liefern mußten. Die Zahl dieser Unfreien mehrte sich in den Jahrhunderten des Mittelalters beträchtlich, zunächst außer dem alten Stammlande auf römischem Boden durch die unterjochten alten Einwohner, dann sowohl dort als im alten Stammlande dadurch, daß geringere Gemeine unter mancherlei Bedingungen und Einbußen des freien Zustandes sich Schutz vom größern Gutsbesitzer erwarben, und dann später, eben bei der arglosen deutschen Art solche Verbindungen einzugehen, von dem mächtigern Contrahenten gelegentlich in einen Zustand hinabgedrückt wurden, der sie den wirklich Hörigen

stufenweise näher brachte und endlich ganz zugesellte. — Als auf diesem Wege ein ursprüngliches Hausinstitut immer Mehrere der Freiheit beraubt hatte, auf mancherlei Art ausgeartet war und so einen großen Theil der Nation wirklich drückte, da gab eines Theils der Clerus (d. h. geistliche Stifte, Kirchen und Klöster) auf seinen Grundstücken das vorleuchtende Beispiel einer mildern Behandlung, andern Theils eröffneten die aufblühenden Städte, und in denselben der dem Clerus und Adel bald kräftig sich nachdrängende dritte Stand ein Asyl den von ihren Herren zu streng Gehaltenen und zu hart Bedrängten.

Persönliche Leibeigenschaft verschwand auf germanischem Boden vornehmlich durch den milden Geist des Christenthums. Die letzte Handlung geängsteter Christen in diesem Leben war, wie unzählige Urkunden bezeugen, gewöhnlich die: zur Lösung der Seele (pro redemtione animae) ihre persönlich Leibeigene von der irdischen Knechtschaft zu erlösen. — Eben so erfolgte (und der Krummstab gab auch hier das Beispiel) eine Milderung nach der andern in derjenigen Freiheit, welche auf den Besitzungen der Hörigen haftete — bis

allmählig der Landmann in den halben oder drei Viertel Stand der Freiheit auch in Ansehung der Besitzungen gerieth, worin er sich im Ganzen auf deutschem Boden bei der französischen Invasion noch befand.

Beiläufig bemerke ich hier: Es scheint doch nach dieser der Geschichte gemäßen Auseinandersetzung, daß einfache deutsche Institute, auch die, welche in einer rohern Zeit begannen oder ausarteten, allmählig sich selbst läutern und mildern können, und daher der plötzlichen Aufhebung nicht bedürfen. Doch mußten dem französischen Machthaber beide Institute Lehnwesen und Meierwesen auch in der mildesten Gestalt ein Dorn im Auge seyn, da alle solche After-Unterordnungen dem Despoten-Scepter es erschweren mit gleichem Druck und gleicher Unwiderstehlichkeit allenthalben auf den Unterthanen zu lasten.

2) Stärker noch zeigt sich der deutsche Freiheitssinn durch die ganze Geschichte in dem immerwährenden Sträuben des Deutschen, die Art von Souveränität in seinem Staatsleben aufkommen zu lassen, welche zuletzt in so sehr vollständiger Form von der Seine her mit der Rhein=

bundsacte den in diesen Bund aufgenommenen deutschen Fürsten zugesandt wurde. — In diesem Sträuben besteht eigentlich das regeste deutsche Staatsleben; und es ist höchst anziehend, dies in einer zweifachen Abstufung auf dem deutschen Stammboden zu beobachten, sowohl in dem beständigen Kampfe der großen und kleinen Reichsstände gegen diese unbedingte Souveränität in Rücksicht auf das Reichsoberhaupt, als auch in dem Sträuben einzelner deutschen Staaten gegen Ausartung der endlich von jedem Reichsstande errungenen Landeshoheit. — Auf dem erstern Schauplatze ist dieses Sträuben so sehr die Seele des deutschen Staatslebens, daß sich die gesammte Reichsgeschichte darnach am bequemsten in große Perioden eintheilen, und so das Staatsleben im deutschen Reich am klärsten sich übersehen läßt. — Vom Verdüner Vertrag 843 oder vom Anfange der eigentlichen deutschen Reichsgeschichte an bis zum Aussterben der fränkischen Kaiser mit Heinrich V. legen die größern Fürsten des Reichs mit starker Unterstützung der geistlichen Macht den Grund zur Freiheit der Stände; ziemlich entschieden war es am Ende dieser ersten Periode, daß

Deutschland ein Wahlreich bleiben würde. — Von da an wird indessen noch anderthalb hundert Jahre fortgekämpft durch die Periode der Stauffischen Kaiser. Kräftig stehen in diesem Kampfe Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe einander gegenüber; — endlich nach langen Fehden der Welfen und Gibellinen erliegen die Stauffen gänzlich und der Sieg der Ständefreiheit entscheidet sich vollständig. — Die Benutzung dieses Sieges, die Erweiterung der ständischen Freiheit bis zu einer in Rücksicht auf das Reichsoberhaupt immer weniger beschränkten Landeshoheit macht denn den dritten Act bis zum ewigen Landfrieden hin aus; nach welchem nur der mächtige Carl V. noch das, was in seinen spanischen Königreichen ihm gelang, auch in Deuschland versuchte, bis Moritz von Sachsen wie ein Deus ex machina ihm entgegentrat und es — in unserm Vaterlande gänzlich vereitelte. Noch einmal erneuerte Ferdinand II. den Versuch im 30jährigen Kriege, dessen Ausgang, der westphälische Friede, vor aller Gefahr von oben herab bis zu Bonaparte's Aufkommen die deutschen Stände sicher stellte.

Ich will nur mit ein paar Worten daran erinnern, wie ganz anders der nämliche Kampf in den romanisirten germanischen Staaten zu Ende gekämpft worden ist; wo man im Gegentheil das Staatsleben der Nationen nach Perioden, die das Sinken ständischer Freiheit und das raschere Steigen der immer unbedingter werdenden Souveränität macht, am leichtesten übersehen kann. Höchst anziehend ist die Geschichte dieses Kampfes in den spanischen Königreichen, vornämlich in Aragonien. Doch was vermochte das freiheitliebendste Volk gegen so arglistiges und staatskluges und folgerechtes und eisernes Fortschreiten, als die Souveränität unter Ferdinand dem Katholischen, seinem und Carls Minister Ximenes, dann unter Carl V. selbst und endlich unter Philipp II. nahm. — Früher und leichtern Kaufs und endlich immer vollständiger feierte in Frankreich die königliche Gewalt ihre Triumphe über alle Nationalfreiheit.

In der andern Abstufung, in der Geschichte jenes Sträubens des deutschen Freiheitssinnes gegen willkührliche Herrschergewalt der zu Landesherren gewordenen deutschen Fürsten und übrigen

Reichsstände ist der Ausgang des Kampfes oft nicht so befriedigend; ja in einigen deutschen Staaten würde er sogar niederschlagend anzusehen seyn, wenn nicht die neue Periode Deutschlands, in welche wir eingetreten sind, auch hier alles in die Farbe der Hoffnung kleidete, nach kürzerer oder längerer Erstarrung nicht auch hier neue Regsamkeit und neues Leben eines besonnenen Freiheitssinnes zeigte.

Mit der errungenen Landeshoheit begann nämlich weiter nach unten das Sträuben der Landstände gegen kühnes Fortschreiten der neuen deutschen Landesherren. — Adel, Prälaten und Städte betrachteten sich in den meisten deutschen Ländern, wo sie einigermaßen bedeutend waren, in demselben Verhältnisse gegen ihren nunmehrigen Landesfürsten, in welchem diese sich bisher gegen das Reichsoberhaupt erblickt hatten; und diese Landstände und ihre Versammlungen, die Landtage, wurden hier mehr dort weniger im Kleinen und für die einzelnen deutschen Staaten das, was der Reichstag im Großen und für das ganze deutsche Reich war. Hier sprach sich deutsches Staatsleben und deutscher Freiheitssinn von neuem

aus; hier dämmte man Fürsten-Willkühr und Fürstenmacht, so lange der Zufluß, welchen ihr die neuern Zeiten reichlich gewährten, nicht alle Dämme und Schranken in einzelnen Staaten des deutschen Reichs überstieg. — Bewaffnete Gegenwehr des Einzelnen verlor sich, als am Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfrieden endlich zu Stande kam; der derbe, nachdrückliche Ton, worin Beschwerden vorgetragen und Mißbräuche der öffentlichen Gewalt auf den Landtagen gerügt wurden, milderte sich und wurde leiser, als aus dem römischen Rechte und überhaupt durch den Genius der neuern Zeit strengere Begriffe von der Gewalt der Landesherren sich auch in Deutschland verbreiteten. Auch hierüber ist Remer, aus dem ich diese Darstellung, etwas zusammengezogen, aushebe, am besten weiter nachzulesen. — Fast zu entschuldigen, möchte man sagen, waren die Fürsten in den größern deutschen Staaten durch mannigfaltige Noth der Zeiten, wenn sie sich in ihrem Verhältniß zu den Landständen deutschem Staatsleben und Freiheitssinne im Ganzen abhold zeigten. Ludwigs XIV. immer zahlreichere stehende Heere nöthigten auch die größern

deutschen Fürsten zu einer stärkern Kriegsmacht, seine Eroberungssucht zwang auch s i e zu kostbaren Kriegen. Beides die zahlreichern stehenden Heere und die übrige Kostbarkeit der Kriege neuerer Zeit stürzte die Cabinette in immer dringendere Geldnoth; deren Andrang allein, wenn man auch andre Bewegungsgründe nicht in Anschlag bringen will, sehr geneigt machen mußte, nicht nur den Widerstand, sondern schon die verzögernde Förmlichkeit der Landstände und Landtage so viel möglich aus dem Wege zu räumen. Dennoch haben sich die Stände am längsten noch in den deutschen Staaten bei d e m Rechte behauptet, Steuern zu bewilligen und abzuschlagen. —

Was die gegenwärtige Zeit in diesen innern Verhältnissen der Staaten dem deutschen Freiheitssinne gewähren, was Fürsten-Großmuth und Fürsten-D a n k b a r k e i t den treuen Völkern jetzt einräumen oder diese sich erstreben werden, ist noch nicht klar allenthalben; doch da im Großen und Ganzen dem deutschen Freiheitssinne so viel Heil wiederfahren ist, so läßt sich auch in den kleinern Abtheilungen des deutschen Stammlandes freies deutsches Staatsleben, nach beiden Seiten hin mit

Biederkeit geordnet, wohl nicht bloß hoffen, sondern — erwarten.

Und vornehmlich berechtigt zu solcher Erwartung eine große Erfahrung der letzten Zeit sammt ihrer nächsten Folge. — Was vor allem reizte Landstände und alle hemmende Formen in der Verfassung von den Cabinetten aus zu bestürmen oder auch zu untergraben, die Nothwendigkeit zahlreicher stehenden Heere zur Abwehrung fremder Eroberungssucht, wodurch denn bei der ewigen Geldnoth alles innere Staatsleben bedrängt und geschmälert wurde, das hat sich theils als unzulängliches, theils als unnöthiges Mittel in unsern Tagen offenbart. — National-Bewaffnung, Landwehr und Landsturm, haben endlich, nachdem die stehenden Heere allein in den frühern Jahren vergebens sich gegen gestemmt hatten, Deutschland gerettet und seinen Fürsten das Joch des fremden Eroberers abgenommen. Ja nicht nur abgewehrt von den Grenzen ist dieser bis dahin Unwiderstehliche, sondern Deutschland, das, bloß von stehenden Heeren vertheidigt, schon an ihn verlohren war, das sein eiserner Arm schon erstickend umschlang, ist durch diese National-Bewaffnung

der Tiegerklaue entrissen. — In dankbarer Anerkennung ihres Werths ist daher diese National-Bewaffnung, so viel ich weiß, in allen deutschen Landen schon als bleibende Einrichtung angeordnet. So aber, als bleibende Einrichtung, kann sie nun noch von einer andern Seite der Nation zum Heile gereichen. Eben durch den Umstand, daß sie große stehende Heere und also auch die fast unerschwinglichen Summen für diese unnöthig macht, ist auch die dringendste Veranlassung für die Cabinette weggefallen, die Freiheit der Verhältnisse im Innern deutscher Staaten zu beschränken, und das rege Staatsleben auf Landtagen zu scheuen; sie selbst die Cabinette gewinnen bei dieser Einrichtung so viel Raum für Vervollkommnung des Innern. Mit einem Worte, dieser einzige Umstand, daß National-Bewaffnung an die Stelle der großen stehenden Heere bleibend und für immer tritt, kann allein schon aus zwei sonst sich meist entgegenstehenden Abtheilungen der Staatsgewalt, aus Regierung und landesständischer Verfassung von jetzt an ein immer einiges Geschwisterpaar machen; und so das Innere kräftig aufblühen und doch die Grenzen sicherer

gehütet werden, als in den Zeiten, wo des gesammten Landes Ertrag größtentheils auf besoldete Hüter und Vertheidiger derselben verwandt wurde. — Es ist also, wie aus dieser Betrachtung hervorgeht, ein natürlicher enger Zusammenhang zwischen landständischer Verfassung und allgemeiner Wehrhaftigkeit der Einwohner deutscher Staaten; in dem, wenn die letzte nicht vorhanden ist, die andre wegen der dann wieder nothwendig werdenden großen Heere auch nothwendig wieder von den Cabinetten aus wird bestürmt werden, und wahrscheinlich endlich wird erliegen müssen.

3) So weit wir bisher den deutschen Freiheitssinn beobachtet haben, zeigt er sich allerdings mehr als Sinn, nicht so sehr als schaffender Freiheitsgeist. Noch klärer ergiebt sich dies, wenn wir deutsches Staatsleben mit dem der hervorragendsten Völker des Alterthums vergleichen. Es zeigt sich bei uns kein Solon, kein Lycurg, der wie mit einem Zauberstabe plötzlich ein neues politisches Gebäude unter seinem Volke aufführte. Der alte Mythos von Minervens der Städte-Beschützerin Entstehung, die in vollendeter Ge-

stalt und vollständig gerüstet aus Jupiters Haupte hervorspringt, ist überall auf deutsche Staaten nicht anwendbar. — Es ist, mit einem Worte, dem Deutschen nicht so, wie einst dem Griechen gegeben, sich die menschlichen Einrichtungen auf der Erde mit jugendlicher Einbildungskraft und hoher Begeisterung nicht nur zu idealisiren, sondern auch muthig an die Ausführung solcher Ideale zu gehen; aber von einer andern Seite hat ihn der Himmel dafür schadlos gehalten. — Wenn das Höhere, das Idealische, bei dem Deutschen nicht so in die Einbildungskraft tritt, als bei dem von der Natur hochbegünstigten Volke des südlichern Clima's, so spricht es desto stärker zu seinem Gefühl. — Des Deutschen tiefes und inniges Gefühl für das Heilige, für Religion und Sittlichkeit und für alles, was damit in Verbindung steht, hat vornehmlich zu seinen Lebenskreisen allem Geistigen den Weg gebahnt. — Deutschland war nie das Land, wo glänzende Staatsentwürfe leicht gediehen, auch nicht einmal das Land, wo gemeinnützige Institute bloß durch Patriotismus geriethen, aber ganz vorzüglich das Land für kirchliche und fromme Stiftungen aller

Art. — Was sich in Deutschland nicht aus dem Alten entwickelt hat, sondern als Neues zu dem Ursprünglichen hinzugekommen ist, ist mehr gestiftet, indem man des Deutschen religiösen Sinn in Anspruch genommen hat, als verordnet, als befohlen, wogegen sein Freiheitssinn sich immer leicht gesträubt hat. Doch wir wollen auch hier die Geschichte sprechen lassen. — Schon in dem alten Germanien, was Tacitus schildert, waren die Priester die eigentlichen Nationalbeamten und leiteten die bei dem Volke sich befindende höchste Gewalt in den Versammlungen, wo die Edlen bloß unter den übrigen hervorragten, am meisten. Sie, die Priester, riefen die Versammlungen zusammen; sie geboten Stillschweigen und Ruhe, sie konnten im Namen der Gottheit zur Erhaltung der Ruhe selbst gewaltsame Mittel gebrauchen. *) Schon vor der Einführung des Christenthums also war der Priesterstand ein Milderungsmittel, den gar zu spröden germanischen Freiheitssinn zu erweichen, und wahrscheinlich gingen von diesem Stande alle Annäherungen zum ei-

*) Vergl. Remer.

gentlichen Staatsleben aus, die sich in dem deutschen Naturleben, das Tacitus beschreibt, schon finden. — Eben dieser Stand war es auch, der nach der Annahme des Christenthum die Deutschen zu immer weitern Fortschritten in der Civilisation geneigter machte. Die Edlen verstanden im Kriege anzuführen; das Anbauen im Frieden, das stille Fortrücken im gesellschaftlichen Zustande war in Deutschland Sache des Clerus; den Mönchen aus Irland und England, einem Columban, Gallus, Kilian, Wilibord dankt Deutschland die Vorbereitungen zu einem gesellschaftlichen Zustände, der über das hinausgeht, was Tacitus schildert. Klöster und Bischofssitze wurden feste Mittelpuncte eines sorgfältigern Anbaues des Bodens und eines mildern geselligen Zustandes; zunächst im südlichen Deutschlande. Weiter ins nördliche Deutschland, nach Hessen und Thüringen, ja bis zu den Friesen schon drang Bonifacius vor. — Als nun Carl der Große den hartnäckigen Kampf mit dem deutschesten aller deutschen Völker in Rücksicht des spröden Freiheitssinnes, mit den Sachsen, begann, da sahe er endlich, um diese Einzelwohner regierbar und reichs-

fähig zu machen, keinen andern Ausweg als die Vermittelung des Clerus. Darum betrieb er, (nicht die Geistlichen) das Bekehrungswerk dieser Sachsen so gewaltsam. *) Mit der Annahme des Christenthums dringt dann auch in diesen unsern Gegenden ein treibender Geist in das deutsche Zusammenleben. Sehr viel hatte dafür der schon erwähnte Bonifacius, unter andern durch die von ihm in Deutschland eingerichteten Synodalanstalten gethan. Doch war das Christenthum damals überhaupt schon kein bloß erziehendes und erbauendes Institut mehr. Es hatten die Diener dieser Religion schon unter den Deutschen auf römischem Boden trefflich durch ihr Dazwischentreten die Lücken auszufüllen verstanden, die sich — auf dem neuen Boden zumal — überall in den geselligen Verbindungen, in dem kaum begonnenen Staatsleben germanischer Völker zeigen mußten. Eben so gelang es auch im Stammlande aus dem Christenthum halb ein erziehendes, halb ein den Mangel an Staatseinrichtungen ergänzendes System zu entwickeln; und hier im Stammlande, wo die

*) Vergl. Spittlers Kirchengesch.

alte Ehrfurcht vor Priestergewalt und der sprö- deste Freiheitssinn rücksichtlich aller Staatsgewalt recht eigentlich zu Hause war, konnte es wohl am wenigsten fehlen, daß nicht in der Hand herrschsüchtiger Bischöfe dies System bald nicht bloß stellvertretend und ergänzend, sondern auch weltliche Staatsgewalt zurückweisend und über die- selbe sich erhebend auftrat und Jahrhunderte sich behauptete. — Eben in dieser Ausdehnung kam nun aber das kirchliche System, neben und mit der Lehnsverfassung, gar trefflich dem deut- schen Freiheitssinne und der Unabhängigkeitslust zu statten, die es zuerst für eigene, dann auch für Staatszwecke gemildert und gezähmt hatte. Das von Rom aus alle germanische Völker, be- sonders aber die des Stammlandes seit Bonifa- cius nach und nach immer fester umschlingende hierarchische Band machte es einerseits, indem es selbst als Ergänzung diente, möglich, daß ein so lückenvoller politischer Zustand, ein so nahe an Anarchie grenzender loser Zusammenhang der ein- zelnen Theile des deutschen Reichs das ganze Mit- telalter hindurch fortdauern konnte; andernseits ver- band sich die hierarchische Gewalt auch mitwir-

kend und thätig mit dem Freiheitssinne der Nation, und half sehr kräftig mit, eine alle übrige Lebenskreise sich unterordnende Staatsgewalt ein ganzes Jahrtausend hindurch in Deutschland zurückzuhalten, wodurch sie denn eben, wenn gleich sie ihre eigene Zwecke verfolgte, doch auch dem deutschen Freiheitssinne volle Nahrung und weiten Spielraum gewährte.

Doch ich wollte hier vornehmlich zeigen, wie vom kirchlichen Institute aus oder doch durch dasselbe begünstiget, sich Neues und Fremdes dem alten einfachen Zustande des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland beimischten. Unter den vielen, was ich anführen könnte, beweist folgendes wohl am meisten, zu welchen Schritten das kirchliche Institut die gegen neue Staatseinrichtungen so spröde deutsche Nation zu bringen vermochte. Eben das Volk, das im teutoburger Walde so wüthend an römischen Rechtsgelehrten Rache genommen hatte, weil sie nach fremden Gesetzen es hatten richten wollen, eben dies Volk ließ sich nach und nach allenthalben auf deutschen Boden die Einführung des römischen Rechts gefallen, als im Gefolge kirchlicher Einrichtungen, durch welche auf

mehrfache Weise der Deutsche dazu vorbereitet wurde, und insbesondere als Ergänzung des in jenen Jahrhunderten ausgebildeten canonischen Rechts es nach Deutschland zurückkehrte. Schon daher mußte es dem Clerus höchst willkommen seyn und von ihm begünstigt werden; nicht weniger, weil es geschriebenes, ferner weil es genau bestimmtes Recht war; (was beides bei dem Schwanken der herkömmlichen Rechte gerade dem Stande, der nur die Feder, nicht das Schwert führte, so wichtig seyn mußte) ja selbst die fremde Sprache, im Mittelalter fast ausschließend die Sprache des Clerus konnte diesem Stande nicht mißfallen. Außerdem trat es ganz so auf, wie meist alles aus der clericalischen Welt Hervorgegangene oder doch von ihr Begünstigte, ganz so, wie das Neue am leichtesten sich deutscher Gemüthsart anfügt, leise und allmählig. Und zurückkehrende Deutsche selbst, die in Bologna canonisches und römisches Recht zugleich studirt hatten, brachten es zu den deutschen Schöppenstühlen. — Endlich konnte auch das Reichs=Oberhaupt hier mit dem Clerus ganz einstimmig seyn. Die Römisch=Deutschen Kaiser sahen es gern als das von ihren Vorfahren

am Reich ererbte Recht an, da es der Ausdehnung ihrer Gewalt so vortheilhaft war. Sie hatten es daher in Reichsangelegenheiten, zumal in Italien, wo römisches Recht sich nie ganz verloren hatte, immer zur Hand behalten. Aus allen diesen Gründen ist es denn wohl zu begreifen, was sonst eine befremdende Erscheinung seyn würde, wie fremdes Recht einheimisches verdrängen oder doch ziemlich auf die Seite stellen konnte. — Zunächst gewann es Boden in den geistlichen Staaten Deutschlands und auf deutschen Reichstagen bei Rechtshändeln der Großen, wo am ersten Gelehrte bei solchen Rechtshändeln gebraucht wurden. Das Reichskammergericht und die nach und nach in allen deutschen Ländern errichteten Universitäten vollendeten endlich diese in so mancher Rücksicht wichtige Neuerung, die von eine Seite betrachtet, für die Deutschen ein rühmliches Zeugniß ablegt, indem sie darthut, daß der Deutsche für zeitig gewordene Neuerungen (denn seine alten einfachen Gewohnheits-Rechte waren wirklich unzulänglich geworden) kein unempfängliches Gemüth hat und das Brauchbare allenthalben, selbst bei dem Volke, dessen Unterjochungs-System es einst so kräftig

gehaßt und bekämpft hatte, mit Sinn auffaßt; zugleich bezeugt aber die Einführung dieser fremden und in einer fremden Sprache verfaßten Gesetze auch das, daß der Deutsche, wenn er aus der Fremde das ihm nöthig Gewordene gerade fertig erhalten kann, bei seinem Hange zur Bequemlichkeit und bei seiner gutmüthigen oft zu demüthigen Anerkennung fremder Vorzüge das Fremde lieber annimmt, als das eigene mangelhaft und und unzulänglich Gewordene ergänzt und seinen veränderten Bedürfnissen nachbildet. Wohl erhoben sich Klagen über Verwirrung, welche das fremde Recht in den einheimischen Satzungen anrichte; doch führten sie nicht weiter, als daß man diese in sogenannte Landrechte, wo dies nicht schon geschehen war, sammelte und zur Hand behielt, um sie auf die Fälle, worauf sie sich besonders bezogen, noch immer anwenden zu können.

Außer diesem Beweise, daß der Deutsche, gegen das Neue sonst spröde, doch vieles sich gefallen ließ, wenn es aus der kirchlichen Welt zu ihm kam oder von dieser begünstigt wurde, giebt es noch genug andre in der deutschen Geschichte, welche darthun, daß er nie stärker hat in Anspruch

genommen werden können, als wenn man seine Ehrfurcht für das Heilige, sein religiöses Gefühl aufgeregt hatte, und es mit den Zumuthungen, die man an ihn machte, in Verbindung setzte. Er ist von dieser Seite so sehr zugänglich, daß er von keiner andern je mehr hat gemißbraucht werden können; wie das zur Zeit der steigenden und ihren Gipfel erklimmenden Hierarchie ja so lange und bis zu einem so furchtbaren Grade geschah. Aber auch auf eine glorreiche Weise bezeugt seine Geschichte, daß sein religiöses Gefühl ihn am stärksten aufregen und ihm einen Schwung geben könne, den er in seinem Staatsleben allein nicht leicht zeigt. Nur in seinen kirchlichen, nicht in seinen politischen Verhältnissen ging der Deutsche fort zu einer wirklichen Revolution, zu einer völligen Umwälzung des Bestehenden. Der Sturz der Hierarchie, die Wiederherstellung der von derselben so sehr unterdrückten Freiheit des kirchlichen Lebens, die muthige Läuterung verfälschter religiöser Begriffe ist des Deutschen ewiger Ruhm. Wie kühn niederstürzend und zertrümmernd, und wie weise schaffend und aufbauend erscheint in diesem großen Werke, wo das Gefühl des Heiligen und Ewigen ihn begeistert, der in sei-

nem Staatsleben nirgends so sich erhebende Deutsche! — Hier kann man nicht sagen, daß er sich einen neuen Zustand geben ließ oder aus der Fremde entlehnte; er ergriff die Idee und stellte darnach her und gestaltete darnach besonnen und folgerecht und mit fester Hand das kirchliche Leben und dessen Verhältnisse zur Nation und zum Staate.

Das bisher Nebeneinandergestellte kann zu mancherlei weiterm Nachdenken führen; unter andern auch wohl zum herzlichen Bedauern, daß das ehemals mit den mannigfaltigsten geistlichen Stiftungen übersäete Deutschland seit dem westphälischen Frieden so mächtig säcularisirt worden; daß ferner unter den Amphictyonen der deutschen Nation, wo die ersten Beamten der Kirche sogar vor den weltlichen Ständen Sitz und Stimmen hatten, jetzt ihre Stimme fast gänzlich fehle; indem ja das große Tuch der geistlichen Staaten Deutschlands, was ein kaiserlicher Minister auf dem westphälischen Friedenscongreß beim ersten Anschneiden schon fürchtete, bis auf die letzten Fasern zu Entschädigungen zerschnitten sey. — Allerdings kann diese Leere ein ängstliches Gemüth besorgt machen; und darum will

ich noch mit ein paar Worten auf eine Ergänzung dieser Lücke hinweisen.

Ein Votum consultativum wenigstens hat sich in neuern Zeiten in der deutschen Nation entwickelt, das, ungeachtet es nur ein Rath und Ideen an die Hand gebendes ist, doch viel vermag, wenn es ungestört zur gesammten Nation gelangen kann; das wenigstens einigermaßen die leere Stelle ausfüllen, den spröden Sinn der Deutschen gegen Fortschritte im Staatsleben mildern und das wirkliche Heilsame ihm willkommen machen kann.

Wie in jeden seiner Lebenskreise, so kann auch besonders in das staatsgesellschaftliche Leben des Deutschen die Literatur bedeutend einwirken; und da nun überdies die Welt einem Deutschen die für alles Menschenleben so wichtige Erfindung der Buchdruckerei dankt, so möge auch der Deutsche zunächst und am meisten den Segen, der von daher der Welt zufließen kann, genießen. Und er wird es, wenn man ihm den freien Genuß nicht verkümmert; er wird es auch für sein Staatsleben. Denn so ungern des Deutschen Freiheitssinn sich durch Machtsprüche verordnen läßt, so

willig läßt er sich belehren, so gern erwägt und prüft er, was mit Klarheit und überzeugend ihm dargethan wird.

Aus der Schriftstellerwelt ist deutsches Staatsleben in neuern Zeiten, wie im Mittelalter aus der clericalischen Welt, vielfach angeregt und gefördert worden, und doch eher noch zu wenig als zuviel. Soll des Deutschen Staatsleben noch reger werden und er in Staatseinrichtungen auf eine seinem Freiheitssinne zusagende Weise noch raschern Gang gewinnen, so muß noch weiter ein aus der Schriftstellerwelt zugängliches Publicum der ganzen Nation sich bilden, wie es seit den beiden letzten Jahren bei allgemeiner innigen Theilnahme an den Angelegenheiten der Nation sich zu bilden angefangen hat.

Besorge man doch ja nicht, daß von da aus ein Schwindelgeist sich unsrer Nation bemächtigen werde. Und wenn ein deutscher Plato das Ideal eines vollkommnen Staates im Ganzen oder theilweise uns aufstellte, oder ein zweiter Rousseau mit flammender Einbildungskraft einen Contract social schriebe; es ist daraus meiner Ansicht nach keine Gefahr zu besorgen. Einmal wird im prac-

tischen Leben des Deutschen, vor allem nicht in dem Staatsleben der deutschen Nation die Einbildungskraft herrschende oder gefährlich überwiegende Seelenkraft werden; denn gesteht der Deutsche auch dem ihm hingezauberten Ideal, wie dort Ulyß der Circe, die himmlische Abkunft und alle Vorzüge derselben zu: so wenig jener das Weib seiner Jugend, die sinnige Penelope, aufgab, so wenig wird er auf diesem Wege freiwillig dem gesellschaftlichen Zustande ungetreu, wobei er groß geworden und aufgewachsen ist. Seine gemäßigte Einbildungskraft sowohl als die ihm angestammte Treue, welche sich auch in der Anhänglichkeit an seine politischen Einrichtungen bewährt, macht ihm alle plötzliche Neuerungen, die mehr als Entwickelung und Fortbildung des Frühern sind, die Vernichtung des Alten erfordern, unmöglich. — Nie wird es daher in der Geschichte Deutschlands eine solche Todesstunde des frühern Zustandes geben, wie die berühmte Augustnacht der ersten Nationalversammlung zu Versailles war, (den 4ten August 1789) wo mit einem enthusiastischen Beschluß das ganze Staatsleben der frühern Zeit plötzlich vernichtet

wurde; dagegen hat uns die neueste Geschichte unsrer Nation belehrt, daß es wohl eine andre Stunde in ihrer Geschichte geben könne, eine solche, wo nach gewaltsamer Ueberwältigung und versuchter Erstickung alles altdeutschen Staats- und Nationallebens, die anscheinend letzten Funken desselben auf einmal den ganzen Riesenkörper der Nation beseelen und jedes Glied zum Arm machen, den Frevler zu fassen und niederzuwerfen.

Noch mit einem zweiten Hemmschuh, wenn ich so sagen darf, ist unser Nationalcharakter gegen gefährliches Fortstürzen im staatsgesellschaftlichen Leben gesichert, der, wenn auch in einzelnen Fällen beschwerlich zurückhaltend, doch im Ganzen, wie alles an sich Grundgute, der Nation zum Heil gereicht hat; ich meine die große Ehrfurcht des Deutschen für alles, was ihm aus dem Gesichtspunkte des Rechts erscheint. — Dem Gesichtspunkte des Rechts (und darin scheint mir der Deutsche recht abstechend sich zu unterscheiden von dem Nachbarvolke in Westen) ist der Gesichtspunkt der Politik untergeordnet. In einem Lehrgebäude der Staatswissenschaft mag er sich höchstens den Satz gefallen lassen, daß die

Politik mit den Rechtsverhältnissen und früherm rechtlichen Besitzstande nichts zu thun habe; aus der Geschichte, besonders der neuesten eben jenes westlichen Nachbarvolkes, mag er auch gelernt haben, wie rasch alles Staatsleben zu jedem vorgesteckten Ziele hineile, ja unbarmherzig hinstürze, wenn man auch praktisch diesen Grundsatz befolgt: dennoch kann er in der Anwendung damit nie fertig werden; und wenn er es wirklich versucht, er bringt es doch nur, eben weil seine Gemüthsart entgegenstrebt, zu einer gewissen Halbheit.

Dies tiefe Gefühl für Recht hat den Deutschen sogar oft in Schaden gebracht. Gleiche Unverletzlichkeit des Rechts auch in der Brust jedes Andern voraussetzend hat er oft nach einmal errungenem und sorgfältig verbriefetem Recht es vernachlässigt, sich in den Stand zu setzen und in dem Stande zu erhalten, das Recht zu behaupten; hat, während er unermüdlich nach Pergament und Urkunden trachtete, es oft übersehen, es in den wichtigsten Angelegenheiten oft übersehen, daß auf den Besitzstand und die Kraft, in demselben sich zu erhalten, in dieser argen Welt weit mehr ankomme, als auf die bündigsten Stipula=

tionen. Gar zu leicht setzt er noch allenthalben in der Welt die Redlichkeit in Erfüllung einmal eingegangener Verträge bei andern voraus, die den Deutschen zu Tacitus Zeiten sogar bewog, wenn er sich selbst im eigentlichsten Sinne aufs Spiel gesetzt hatte und der Würfel nun unglücklich gefallen war, seinem Mitspieler das Recht an seine Person nicht streitig zu machen, sondern treu, was er gesetzt hatte, zu gewähren. — Selbst in neuern Zeiten noch hat solches Vertrauen zu aller Welt Redlichkeit, weil man sich selbst ihrer bewußt ist, mächtige deutsche Fürsten in ihren Staatsverhandlungen mißleitet. — Als Carl VI. mit großer Mühe und großen Kosten viele Jahre hindurch es sich angelegen seyn ließ, die Erbfolge seiner Tochter in allen seinen Staaten sich von allen Mächten, die dabei interessirt seyn konnten, noch bei seinen Lebzeiten verbriefen zu lassen, da rieth sein großer Feldherr Eugen statt aller der kostbaren Unterhandlungen eine Armee von 80,000 Mann auf den Fall der Einsage bereit zu halten; doch der deutsche Kaiser ging seinen deutschen Weg und war kaum todt, als von allen Seiten die Zersplitterung der großen Erbschaft trotz der prag=

matischen Sanction versucht wurde, und wohl erfolgt wäre, wenn nicht die treuen Ungarn, gerührt von der jungen Königin hülflosen Lage und ergreifenden Rede, ihren einstimmigen Ausruf: Blut und Leben wollen wir für unsre Königin aufsetzen! durch plötzliches allgemeines Aufgebot sofort bethätigt und so die Vernachlässigung jenes Raths wieder gut gemacht hätten.

Auch beschwerlich aufgehalten und gehemmt hat den Deutschen in seinem staatsgesellschaftlichen Leben das nicht genug verstandene Gefühl für Recht, und so Einrichtungen eisern gemacht, die besser wandelbarer wären. Der Deutsche flüchtet sich nämlich bei seiner überwiegenden Vorliebe zum Hergebrachten mit allem Alten und Gewohnten, auch mit dem, was der Fortgang der Zeiten unbrauchbar gemacht hat, gern unter den Gesichtspunkt des Rechts, und weiß es mit einem ihm eigenen Scharfsinn unter diesen Gesichtspunkt zu stellen. Dies hat um so mehr nöthige Fortschritte und Verbesserungen in dem staatsgesellschaftlichen Leben der deutschen Nation zurückgehalten, da der Deutsche noch überdies eine eigene Fertigkeit besitzt, Mangelhaftes, Unvollständiges,

Baufälliges hinzuhalten, ein eigenes Geschick hat, in einem nur nach der jedesmaligen Noth der Zeit mit nothdürftigem Anbau versehenen Staatsgebäude sich am Ende doch wöhnlich einzurichten, und sich darin mit einem Worte zu behelfen.

Eben darum aber ist ihm wiederholte und oft erneuerte Anregung in seinem staatsgesellschaftlichen Leben unentbehrlich. Er bedarf hier weit mehr des Sporns, als des Zügels. — Soll er aber nicht durch Zwang, sondern auf eine seinem Freiheitssinne angemessene Weise dazu gebracht werden, mit den übrigen Staaten Europa's in gleich regem Gange zu bleiben, so ist dazu, so viel ich sehe, ein Hauptmittel jetzt, ihn durch die Literatur, mit der er sich ja so gern und weit allgemeiner als irgend ein andres Volk beschäftiget, an Volks- und Staatsangelegenheiten theilnehmend zu erhalten. Und eben darum ist unbedingte Preßfreiheit jetzt mehr als je eine hochwichtige Volksangelegenheit; eine Angelegenheit, von welcher mehr, als man vielleicht glaubt, reger Gang und Fortschritt im deutschen Staats- und Nationalleben, ohne daß dabei dem deutschen Freiheitssinne Eintrag geschiehet, abhängt; ja von welcher

es vorzüglich abhängt, daß das Ganze im freien Wachsthume, wie es begonnen und bisher gediehen ist, weiter gedeihe.

Denn fassen wir das ganze Staatsleben unsrer Nation von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu dieser Stunde unter einen Blick, so ist es in seinem eigenthümlichen Wesen aufgefaßt das: Das Ganze entsteht eigentlich nicht einmal wie ein Gebäude, sondern langsam keimt es, wächst es, entfaltet es endlich eine ästige Krone mit unsäglichen Verzweigungen, wie die eigenthümliche Organisation, wie Boden und Luft und Jahreszeiten treiben: — eben wegen dieses langsamen und freien Treibens aber auch gleich der Eiche des heimathlichen Bodens, die vor allen Bäumen des Waldes mit Lebenskraft ausgerüstet, Jahrhunderte den Stürmen trotzt und am herrlichsten da ihren Wipfel entfaltet, wo sie, am wenigsten streng-forstmäßig behandelt, so viel möglich ungestört ihrer Naturkraft überlassen bleibt. — So also auch sorgt in der deutschen Nation und im deutschen Staatsleben nur für erregenden und erwärmenden Sonnenstrahl, nur für freien Zufluß aller Lüfte des Himmels, und wir werden ferner

unserm Sinnbilde ähnlich bleiben, wir werden dauern und wachsen und immer herrlicher uns entfalten gleich der Eiche unsers Bodens, deren Krone noch steigt und Umfang gewinnt, wenn schnell emporschießendes oder rasch getriebenes Gewächs längst schon erstorbene Wipfel nur noch emporstreckt.

Vierte Vorlesung.

Ueber des Deutschen Sinn für Kunst, Wissenschaft und Religion; oder über seinen Himmelssinn.

Das, was ich als die dritte hervortretende Seite des deutschen Charakters ansehe, hatte ich in der Vorlesung des vorigen Jahres unter den Namen Himmelssinn zusammengefaßt, und auch von diesem, so wie von dem Familien- und Freiheitssinne, behauptet, daß er sich bei dem Deutschen in größerer Stärke, Frische und Tiefe als bei andern Völkern erhalten habe.

Ehe ich mich jetzt in die genauere Betrachtung dieses dritten Charakterzuges einlasse, erlauben Sie mir vorab noch, über die vielleicht auffallende Benennung Himmelssinn mit ein paar Worten mich näher zu erklären.

Ich habe mit diesem Namen alles Streben aus und um der Idee willen bezeichnen wollen; alles Ringen zur Förderung und Gewinnung dessen, was einzig in der Tiefe des menschlichen

Gemüths und sonst nirgends auf Erden seine Wurzel hat; und hier schon beim ersten Regewerden ahnen läßt und bei weiterer Entwickelung immer klärer beurkundet, daß es etwas Andres und Höheres anstrebe, als die tastbare Umgebung, die Sinnenwelt, die Erde mit einem Worte gewährt.

Die ersten Regungen der Anlage zur Kunst und Wissenschaft, zur Sittlichkeit und Religion erschienen von jeher allen Völkern als etwas Himmlisches, vom Himmel Gegebenes, vom Himmel Gewecktes. Die Griechen, das feinsinnigste Volk des Alterthums, erblickten in diesem Lichte sofort solche Regungen und ehrten darum ihre Sänger, ihre Weisen, ihre vorleuchtenden Muster im Gebiet des Sittlichen und Heiligen als Wesen, die dem Himmel mehr als der Erde angehörten; andre Völker thaten dasselbe, nur jedes nach dem Maaße seiner Anlage, nach dem Entwickelungsgange, welchen diese nahmen, und nach der Stufe der Bildung, die jedes Volk erreichte, auf verschiedene Weise. Was bei diesen in früherer Zeit nur Ahndung, nur dunkles Gefühl war, klärte sich spätern Denkern zu dem deutlichen Be-

wußtseyn auf, daß in allem ächten Streben auf dem Gebiete der reinen Kunst und Wissenschaft, und insbesondere auf dem Gebiete des Sittlichen und Heiligen, sowohl im Menschen etwas dem irdischen Theile seines Wesens nicht Angehöriges zum Grunde liege, als auch auf Etwas hingearbeitet werde, was kein irdischer Zweck genannt werden könne, und keinesweges, wie wohlthätig es sich auch dem menschlichen Leben auf Erden erweisen möge, irdischen Zwecken dürfe untergeordnet werden. — In allen diesen Kreisen nämlich, auf dem Gebiete der ächten Kunst, der reinen Wissenschaft, der Sittlichkeit und Religion wird eine Vollkommenheit angestrebt, wie sie die Erde nicht giebt und nicht sichtbar werden läßt, sondern wie sie der geistigere Mensch in den Stunden, wo es ihm gelingt oder zu Theil wird, sich der Erde und ihren Erscheinungen zu entschwingen, über und jenseits derselben ahnet; darum, nicht allein der Kürze wegen, habe ich geglaubt, den Grund dieses gesammten Strebens im Menschen, die Anlage und Fähigkeit diesem Ueberirdischen in Kunst, Wissenschaft und im Leben sich zuzuwenden, Himmelssinn nennen zu können.

Was nun diesen Sinn selbst betrifft, so läßt sich auch von ihm, so wie vom Familien- und Freiheitssinn unstreitig behaupten, daß Clima und Beschaffenheit des Bodens auch auf seine eigenthümliche Entfaltung allerdings Einfluß habe; nicht weniger, daß die vorher entwickelten Charakterzüge, tiefer Sinn für häusliches und Familienleben und der immer lebendige Freiheitssinn auch mit seiner weitern Ausbildung in einem nicht losen Zusammenhange stehe. — Wie? das wird uns vielleicht am klärsten vor Augen treten, wenn wir uns neben dem in freier Natur, auf mäßig bearbeitetem Boden, möglichst in einzelnen Familien sich anbauenden und alle engern Staatsverbindungen scheuenden Deutschen wieder, wie wir schon früher gethan haben, den in allen diesen Rücksichten verschiedenen, den in einer lachenden und anlockenden Umgebung sich ansiedelnden und bald so stadt- und staatslustigen Griechen uns vergegenwärtigen; und nun näher zusehen, wie sich unter den angegebenen Umständen beider höhere Anlagen auf eine eigene und allerdings merklich verschiedene Weise entfalten. — Den Griechen zieht seine so einladende äußere

Welt; seine so reizende Umgebung sofort mächtiger an, und entwickelt aufs vollständigste und wie es schwerlich bei irgend einem andern Volke der Fall war, wie die Sinnlichkeit überhaupt, so insbesondre die edlern Sinne. Nur in und bei der so vollständigen Entwickelung seiner edlern Sinne und seiner Einbildungskraft und vermittelst derselben entfaltet sich sein höheres geistiges Wesen; und so ahnet, sucht und gestaltet er sich bald alles das, was den höchsten geistigen Anlagen im Menschen entspricht, in der ihn so freundlich ansprechenden schönen Natur selbst; und so wird die sichtbare Welt ihm nur ein lieblicher, leicht verhüllender Schleier des Himmlischen und Göttlichen. — Bei des Griechen vorherrschendem Schönheitssinne und ästhetischem Gefühl veredelt sich seine erst roh-sinnliche Religion bald, aber bleibt in dem Bezirke der sinnlichen Welt, bleibt immer eine sinnliche Religion, eine Beseelung und heitre Belebung der äußeru Natur. Durch das Gebiet des Schönen und Erhabenen geht dann sein Weg weiter in das Heiligthum des Sittlichen und Himmkischen. Der Gang der Bildung mit einem Worte, den Schiller in seinen Künst-

lern so trefflich gezeichnet hat, ist ganz vorzüglich Bildungsgang des Griechen. Indem er aus dem Gebiet aller schönen Künste mit geklärtem Auge für Ebenmaaß und schöne Zusammenstimmung, mit geläutertem Sinn für Wohllaut und Einklang auf dem noch geweihteren Boden des Sittlichen und Heiligen anlangt, findet er, wie von unsichtbarer Hand geleitet, wie von einem immer günstigen, immer zur Seite bleibenden Genius geführt, nach und nach alle Verhältnisse des sittlichen Lebens und entwirrt sie sich auf eine bewundernswürdige Weise.

Ganz anders ist es im kältern Abendlande, auf rauherm Boden, in den Wäldern Germaniens, in deren weitem Umkreise ein unvermischter und lange hin unbesuchter Stamm in einzelnen Familien, oder doch in kleine gesellige Kreise zunächst abgetheilt, dann bei erweiterten Kreisen nur in loser, nothdürftiger Verbindung unter einander sich angesiedelt hatte. — Weder eine reiche Natur, noch mannigfaltige Verhältnisse des staatsbürgerlichen Lebens locken einen so wohnenden und lebenden Menschen aus sich selbst heraus. In seinem Innern und aus eigener Treibkraft

muß sich alles in ihm mehr entwickeln, als durch Reiz und Stützen von außen; selbst das Höchste, die Anlage zu allen dem, was in Kunst, Wissenschaft und Religion die Seele ist, bleibt mehr in seinem Gemüthe eingeschlossen, heftet sich weniger an die Außenwelt an, bleibt, statt in derselben, wie in einem Spiegel, zum Bilde sich zu gestalten, zur Anschauung zu werden, mehr tiefes Gefühl; und so wird der Ton, worin es sich hier vernehmen läßt, so vorherrschend der lyrische, wie bei den unter ganz andern Bedingungen sich entwickelnden Griechen der epische Ton vorherrschend werden mußte, d. h. nicht dem Auge und der Einbildungskraft wird das Höchste in mannigfaltigen Gestaltungen vorgehalten, sondern es wird mehr innig gefühlt und vom tiefbewegten Herzen einsam der Harfe oder gleichgestimmten Herzen vertraut.

Um diesen verschiedenen Ton, der in dem höhern geistigen Leben beider Nationen vorherrscht, recht klar uns vergegenwärtigen zu können, würde es mir sehr zu statten kommen, wenn ich aus jener ältesten Zeit unsrer Nation, wo der Hauptton der Gemüthsart noch am unvermischtesten

über der ganzen Gemüthswelt ruht, einen Dichter dem Homer der Griechen gegenüberstellen könnte, der so Nationaldichter und so uns allen bekannt wäre, wie jener Sänger seinem Volke es war; denn in wahren Nationaldichtern wird die gesammte Gemüthsart der Nation, welcher sie angehören, wie in einem idealisirten Ebenbilde uns vorgehalten, und ganz besonders tritt darin der Charakterzug stärker hervor, welchen wir heute näher betrachten. — So gut ists aber uns im nördlichen Abendlande nicht geworden, wie dem auch hierin vom Gange der Schicksale hoch begünstigten Griechen; doch brauche ich den Wunsch, auf diese Weise die Sache, wovon hier die Rede ist, deutlich zu machen, nicht ganz aufzugeben. Es tönet noch aus dem dichtern Nebel, der auf der ältesten Vorwelt im nördlichen Abendlande liegt, eine Bardenstimme, Ossians Stimme, der, wenn gleich ein Gale, in jener Zeit als Repräsentant des ganzen großen Völkerstamms dießeits der Alpen bis zu den Slavischen Nationen hin, mithin auch als Repräsentant unsrer Nation sich aufstellen läßt; wenigstens zu dem Zwecke ganz wohl dem Homer gegenüber sich stellen läßt, um

an ihm den verschiedenen Ton in der Gemüths-welt des nördlichen Abendlandes und vorzüglich des Volkes, das mit seiner Sprache hier am meisten seine ursprüngliche Gemüthsart beibehalten hat, recht sichtbar werden zu lassen. — Den Unterschied zwischen Homer und Ossian hat schon vor einigen 20 Jahren Herder in einem Aufsatze, der damals in den Horen erschien, so bestimmt: Homer sey mehr ein objectiver, Ossian mehr ein subjectiver Dichter. — Bei näherer Ansicht dieses Aufsatzes finde ich sogar eine Stelle, worin Herder die charakteristische Verschiedenheit beider Dichter wirklich schon auf beide Stamm-völker ausdehnt. Diese Stelle ist mir für unsere heutige Untersuchung zu merkwürdig, als daß ich sie nicht ganz ausheben sollte. — „Im Ossian, sagt Herder, „ist eine Quelle des Gefühls voll „der zartesten sittlichen Gesinnungen, die Homer „seinen Helden nicht beilegen konnte. Beide „Dichter unterscheiden sich hierin, wie die Welt „dießeit und jenseit der Alpen sich unterscheidet. „In Norden hat die Natur die Menschen mehr „zusammengedrückt, und indem sie ihnen eine „härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von außen

„gab, in ihrer Brust vielleicht eine tiefere Quelle
„des sittlichen Gefühls aus dem Felsen gebohret.
„In den südlichern wärmern Gegenden breitete
„sich die Natur mehr aus, lockerer geht die Mensch-
„heit auseinander, und theilt sich allem, was um
„sie ist, leichter und lebendiger mit. Dagegen
„aber bleiben vielleicht auch Empfindungen uner-
„weckt, die nur der nordische Himmel, einsame
„Geselligkeit, Noth und Gefahr ausbilden konn-
„ten. Die intensive Kraft des Gesanges, wie-
„wohl in einem engern Kreise, ist Ossians, die
„extensive im weitesten Felde der Mittheilung
„bleibt Homers großer Vorzug."

So weit Herder, dessen eben angeführte Stelle mich auch endlich auf das Wort geleitet hat, womit sich alles höhere Leben in unserer Nation charakteristisch bezeichnen läßt. Was er bald überwiegende Subjectivität, bald intensive Kraft nennt, läßt sich auch mit einem ganz deutschen Worte: Innigkeit nennen.

Innigkeit, das ist der Charakter alles höhern geistigen Lebens in der deutschen Nation, wenigstens so weit sie dem Stammlande getreu blieb. — Schon in dem Mittel und Werkzeuge,

wodurch Gestaltung und Mittheilung alles höhern geistigen Lebens vornehmlich möglich ist, in der Sprache, tritt dieser Charakter der Innigkeit, der Subjectivität, der mehr metaphysischen als mit der Umgebung leicht vertraut werdenden Gemüthsart deutlich hervor. Man vergleiche sowohl die aus dem Latein entstandenen Töchtersprachen der romanisirten Germanen, als die gebildetsten Sprachen des Alterthums selbst: in der Darstellung der innigsten und heiligsten Gefühle, so wie in Hinsicht auf alles das, was metaphysischer Tiefsinn von einer Sprache nur verlangen kann, übertrifft unsere Muttersprache die meisten, und wird selbst von keiner, auch wohl von der griechischen nicht hierin übertreffen. Selbst in Ansehung der letztern so vollendeten und reichausgebildeten Sprache möchte es sich bezweifeln lassen, ob ein griechischer Voß des deutschen Klopstocks lyrische Gedichte und auch dessen Messias in den mehr lyrischen Stellen so leicht ins Griechische übertragen könnte, als der deutsche Voß den griechischen Homer und so manches andre Meisterwerk der griechischen Poesie ins Deutsche übertragen hat. — Daß es mit der Uebertragung der gelungensten und deutschesten dramatischen Kunstwerke

Schillers in die benachbarte neu römische Sprache, ins Französische nicht hat gehen wollen, haben die gemachten Versuche bisher noch gezeigt. Umgekehrt aber können in Stücken von Corneille und Racine, wenn sie von einer deutschen Meisterhand in unsre Sprache übersetzt werden, diejenigen Stellen, worin sich tiefes Gefühl auszusprechen strebt, wohl stärker ausgedrückt werden, als es im Original aus Spracharmuth geschehen konnte. Ich gestehe wenigstens, daß mir Stellen aus einem jener Dichter in einer gelungenen deutschen Uebersetzung wie ein Kupferstich avant la lettre, dagegen die nämlichen Stellen im Original selbst, verglichen mit der kräftigen deutschen Uebersetzung, wie ein späterer schwächerer Abdruck vorgekommen sind. Nicht daß ich behaupten will, der Dichter habe weniger gefühlt als sein Uebersetzer; nein dem Uebersetzer stand nur eine Sprache zu Gebot, die, was im tiefsten Gemüth vorgeht, weiter darstellen kann, als die Sprache des Dichters.

Beiläufig bemerke ich hier, daß ich keinesweges mit der ebengemachten Bemerkung andern Vorzügen andrer Sprachen zu nahe treten will. Nur die griechische allein vielleicht vereinigt in so

hohem Grade subjective und objective Vollendung, wenn ichs so nennen darf, daß sie in beiden Rücksichten Muster seyn kann. Der Deutsche, wenn er Sachen, Gegenstände der äussern Welt und des conventionellen Lebens noch zu benennen hat, die ihm im deutschen Leben nicht vorgekommen sind, oder auch wenn er um Kunstwörter verlegen ist, behilft sich gern mit fremden Wörtern, ja haschte bisher wohl gar mit Vorliebe nach ihnen, den Uebelstand der ausländischen Flikken nicht fühlend oder nicht achtend, und hat bei dieser seiner Bequemlichkeit, oft auch wohl Eitelkeit, der schnellern objectiven Ausbildung seiner Sprache im Wege gestanden. Weniger hat diese Unart indeß, wie es mir scheint, der subjectiven Ausbildung der Sprache geschadet oder ihrer Ausbildung, so weit sie die innigsten Gefühle des Gemüths und überhaupt das tiefere Seelenleben darzustellen strebt; wohl eben darum, weil hier keine andre Sprache Ersatz bieten konnte. Was übrigens diese Unart selbst betrift, so ehre ich freilich Campes und Kolbens und andrer deutschen Männer Eifer, unsre Sprache von allen dadurch eingeschwärzten Fremdlingen zu reinigen; nur ge=

schehe es durch wirklich in der Stunde der Weihe, geschaffene, nicht durch zu hastig allenthalben aufgeraffte Stellvertreter, deren manche den längst eingewanderten Fremden ihren bisherigen Platz vor der Hand noch, d. h. bis ihre Stelle würdig ersetzt ist, besser lassen könnten.

Doch dies im Vorbeigehen. Wir gehen weiter. Der Character der Innigkeit spricht in allen ächten Kunstwerken deutscher Meister. — Aus der mehr lyrischen als epischen, mehr ossianischen als homerischen, oder was ungefähr dasselbe sagt, aus der mehr sentimentalen als naiven Gemüthsart, die dem Deutschen unter den Neuern vorzüglich eigen ist, läßt es sich zum voraus, noch ehe man weiter nachsieht, erwarten, daß von allen Künsten der Musen keine dem Deutschen mehr zu sagen müsse, als die Musik, die stärkste Sprache des Gefühls, die auch da noch nicht aufhört, wo alle Worte schon zurückbleiben. Ich bin nicht theoretischer Kenner genug und muß es daher andern überlassen, aus dem eigenthümlichen Character der deutschen Musik und ihrer Verschiedenheit in Vergleichung z. B. mit der Französischen auch sie als gültigen Zeugen für die tiefe Innigkeit

des deutschen Himmelssinnes auftreten zu lassen. Wenn indeß das bloße Gefühl eines Laien hier auch eine Stimme haben darf, so kann ich wenigstens von mir behaupten, daß mich deutsche Musik vor aller übrigen anspricht, und mir nichts über die tiefe Empfindung, Einfachheit und Erhabenheit der großen deutschen Tonkünstler geht. Bei dem Reichthum jeder ächtdeutschen Brust an den edelsten und natürlichsten Gefühlen, und bei der großen Macht gerade dieser Kunst solche Gefühle zu wecken, könnte man, so ist es mir oft vorgekommen, alle Künstlichkeit, wodurch der reindeutsche Styl in dieser Gefühlssprache noch zu oft unterbrochen wird, dem Auslande überlassen und verschmähen.

In der Kunst, die dem Auge das Idealische gestaltet, in der Malerei und was mit ihr verwandt ist, hat der Deutsche immer neben der redlichsten Treue und dem unverdrossensten Fleiße vor allem auch die Eigenschaft beurkundet, die ich als den characteristischen Zug seines gesammten Himmelssinnes genannt habe. — Wodurch entzückt uns eine deutsche Madonna, selbst neben einer raphaelischen? — Ich habe neulich noch eine

treffliche Copie von der Madonna eines jungen lübecker Künstlers, der sich in Rom aufhält, gesehen, freilich nur die Copie; dennoch wurde es mir sichtbar daran, eines Theils was deutsche Tiefe des Gemüths an und für sich vermag, andern Theils daß deutsche Kunst, ohne aus dem ihr eigenthümlichen Character herauszugehen, der raphaelischen Lieblichkeit nachstreben könne. — Der Mysticismus in so vielen Darstellungen deutscher Künstler spricht noch weiter den Character unendlicher Innigkeit aus, und verräth eine Fülle der Ideen und des Gefühls, die oft selbst die Schranken der Kunst durchbrechen will, auch wohl durchbrochen hat. Ueberhaupt kann man wohl so sagen: Wie Deutschland in der Mitte zwischen Italien und den Niederlanden liegt, so liegt auch deutsche Kunst zwischen der niederländischen und italienischen Schule gleichsam in der Mitte, vereinigt mit niederländischem Fleiße und Beharrlichkeit das Geistige der Kunstwelt jenseits der Alpen. Und steht denn deutsche Kunst der südlichern Schwester im ätherischen Fluge und Haltung auch nach, wie Deutschlands Himmel der Klarheit des italienischen, so bahnt sie sich dafür auch mit ganz ei-

genthümlicher Kraft durch das Auge den Weg zum tiefsten Gemüth eben durch den Character der Innigkeit. Deutsche Kunst nähert sich in ihren geistigsten Productionen, wenn man auf deren Wirkung auf das Gemüth sieht, oft mehr der Musik. Wie diese durchs Ohr, regt sie durchs Auge die ganze Seele auf, den Sinn nur als Mittel zu einem höhern Zwecke betrachtend, und keineswegs auf dessen Ergötzung allein oder nur vornehmlich sich beschränkend. Wie Cicero von Homers Gedichten sagt: ut pictura poesis est, (wie ein Gemählde ist seine Poesie,) so könnte man umgekehrt von manchem deutschen Gemählde sagen: ut poesis pictura est, das Gemählde spricht wie geistvolle Poesie, ja mit lyrischer Kraft die Seele an. Durch einen günstigen Zufall kann ich ein paar Copien von deutschen Kunstwerken hier mittheilen, die dem Gesagten einigermaßen zum Beleg dienen können. Das eine Stück ist ein wohlgeräthener und auch alter Nachstich des dürerschen Kupferstiches, welcher dem deutschen Dichter Fouque die Idee zu seinem Sintram gab; es ist sehr mystisch. Das andre ist eine treue Abzeichnung nach einem holbeinischen

Gemählde, das Herr Hofrath Blumenbach besitzt. Man kann wohl dieses ruhig-feste Gesicht bei allem umher angedeuteten Ungewitter und die Inschriften dazu: Har laß überga, und den in der Rechte festgehaltenen Ring, dies so bedeutsame Symbol, nicht lange ansehen, ohne daß in der eignen Seele alles Wogen der Sorge minder wird oder gar sich legt, wie wenn man ein altes kräftiges Kirchenlied mit Andacht gelesen.

Treten wir endlich zu den deutschen Dichtern, so muß es uns völlig klar werden, daß bei dem Deutschen die Gemüthswelt bei weitem das Uebergewicht über die ihn wirklich umgebende habe. Schon der Charakter unsrer Sprache überhaupt ließ dies vermuthen; völlig überzeugend kann es uns die Vergegenwärtigung jedes ächtdeutschen Dichterwerks darthun. Um aus der Menge nur eines aufzugreifen, nenne ich Schillers Ritter Toggenburg, und erinnre dabei, was eben dies Gedicht auch zeigt, an die ganze Art, wie der deutsche Dichter die Liebe darstellt. Nichts beweist mehr das Uebergewicht der innern Welt bei den Deutschen. — Was in neuern Zeiten viel besprochen und unter andern von Jenisch in seinen Vor-

lesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie mit Beispielen belegt ist, daß die Darstellung der Alten mehr sich an das Aeußere der Sinne, die Darstellung der Neuern hingegen sich mehr an das Innere des Gemüths hefte, oder daß jene mehr objectiv und naiv, diese mehr subjectiv und sentimental, jene mehr episch, diese mehr lyrisch sey: das gilt in einem vorzüglichen Sinne, wenn wir statt der Neuern uns bloß die Deutschen denken, wie denn auch Jenisch seine Beispiele von den Neuern fast nur aus deutschen Dichtern genommen hat. — Und zwar rührt bei den Deutschen, dünkt mich, dieser Unterschied nicht bloß daher, daß die Alten, als die früherlebenden Nationen, zur jugendlichen Menschheit gehören, und die reizende Natur der lieblichsten Himmelsgegenden mit den vollkommensten Sinnen frisch auffaßten, die Deutschen hingegen mit allen übrigen Neuern, zur alternden Menschheit gehörend, die Alten als ihre Muster schon vor sich hatten, und daher künstlicher, feiner und tiefer werden mußten, wenn sie zu diesen Mustern noch hinzuthun, und auch die trägere und von der sie umgebenden Natur weniger angeregte

Einbildungskraft des Abendlandes reizen wollten; sondern es liegt wirklich in der ursprünglich tiefern Gemüthsart des nördlichen Urvolks, so daß sich dies vorherrschende Subjective auch würde gezeigt haben, falls auch die deutsche Nation durch eine andre Anordnung des Weltplans sich vor der griechischen ausgebildet hätte. — Doch genug hiervon.

Auf dem Gebiete der Wissenschaften verläugnet der Deutsche eben so wenig den Charakter, welchen wir ihm beigelegt haben. Das a priori, d. h. was aus dem Gemüth allein, nicht durch die Sinne aus der Umgebung geschöpft ist, siegt über das Empirische; über die Erfahrungswelt behauptet die Ideenwelt im Ganzen das Uebergewicht. Es ist sehr anziehend, sich hier und vornehmlich auf dem eigentlichen Gebiete der Philosophie die drei gebildetsten Nationen der neuern Zeit, Franzosen, Engländer und Deutsche zu vergegenwärtigen. Frankreichs Philosophen können am wenigsten vom empirischen Boden weg. Zu befangen in ihrer Staats- und conventionellen Welt fügt sich das wissenschaftliche Streben zu sehr der einen oder der andern; erhält eines

Theils eine bloß practische Richtung, als ob die Wissenschaft nur vorhanden sey, um dem Staate dienstbar zu seyn, andern Theils hält in der Behandlung von Gründlichkeit zurück ein zu unmäßiges Bestreben, auch als Schriftsteller vor allem in der Welt von gutem Ton zu gefallen. Ueberraschend durch das, was sie Geist nennen, durch ein schimmerreiches Spiel des Witzes und der Einbildungskraft, mit diesem Geist (Esprit,) die conventionelle Welt scharf und genau auffassend, den Neigungen derselben schlau huldigend, und so gleichsam coquettirend in dieser conventionellen Welt auf das Effectmachen ausgehend, verlieren sich selbst die talentvollsten Schriftsteller, oder nähern sich doch am Ende feinerm oder gröberm Materialismus und Epicuräismus. Der Engländer mit seinem überwiegenden Tiefsinn strebt nach Gründlichkeit und festem Boden, ohne ihn bei seinem Hange zum weiter Grübeln und bei seinem immer noch tiefer eindringenden und spaltenden Scharfsinn leicht zu finden. Zur vollendetsten Skepsis hat es ein großes Genie unter ihnen nur gebracht; andere baueten sich in finsterer Laune, oder von sanftern und geselligern

Neigungen geleitet, bald in düstre, bald in heitre Systeme ein. — Der Deutsche prüft alles mit unendlicher Unverdrossenheit, Treue und Geduld, sowohl was auf seinem eignen Boden zu Tage gefördert wird, als auch was die Nachbarvölker ihm liefern, (und das letzte fast noch mit mehr Vorliebe ehemals). Alles wohl kennend und ergründend, was bis zu seiner Zeit der Welt bekannt war, liefert Leibnitz, so vielfach ihn auch sonst noch Erweiterung der Wissenschaften beschäftigte, doch noch ein eignes Gebäude der Philosophie, das Wolf weiter und genau in damals beliebter sogenannter mathematischer Methode und doch mitermüdender Weitläuftigkeit ausbaut. Zwischen diesem und Kant tritt die eclectische Philosophie ein, sorglich das Practische, das Brauchbare und Bildende, insbesondre auch aus den besten Werken der Nachbarvölker, doch mehr wohl noch der Engländer als der Franzosen auswählend und stärker begründend. Der ehrwürdige Feder hat hier Verdienste um die Bildung der Deutschen, welche die kantische Schule über den Mängeln oer eclectischen Philosophie nicht so ganz hätte verkennen sollen. Kant selbst machte uns bloß den

empirischen Boden, worauf wir uns mit Hülfe der Nachbarn eben wöhnlich einrichteten und niederlassen wollten, zum untüchtigen Bauplatz. Die deutsche Gemüthsart, worin das a priori doch am Ende das Uebergewicht behauptet, raffte sich, fast schon von Erfahrungssätzen eingewiegt, plötzlich wieder auf. Der strengste Criticismus zertrümmerte jetzt rasch das früher Aufgebauete; doch nicht wie der Skepticismus bloß zertrümmernd und einreißend, bauete er auch wieder an auf eine der deutschen Gemüthsart ganz zu sagende Weise. Der reißende Fortgang des kantischen Systems, nachdem es einmal die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen, ist eben daher leicht zu erklären. Der Criticismus, wie er dem philosophischen Geist der Deutschen zur großen Ehre gereicht, so ist auch sein auf deutschem Boden fast überall siegreiches Erscheinen ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik dieses uns eigenthümlichen philosophischen Geistes. Von da hat der Deutsche sich, wie bekannt, noch immer mehr dem Idealism zugewendet und weiter der Natur-Philosophie, welche die gesammte Natur gewissermaßen dem Idealism erobernd unterwirft, und so zwei in der Philosophie bisher ein-

ander gegenüberstehende Welten zu vereinigen strebt. —

Wollen wir nun genau den deutschen Character im Gebiet der Wissenschaften auffassen, so beruht er auf folgenden 3 Stücken: 1) Der Deutsche neigt sich entschieden zu den Principien, die allein im Gemüth liegen, aus Ideen bauet er seine Philosophie und nach Ideen führt er jede Wissenschaft auf. 2) Er neigt sich in der Methode mehr zur Gründlichkeit der Schule, und wenn er auch früher, um beliebter Schriftsteller zu werden, und aus Nachahmung ausländischer Muster, später um populär zu seyn, von der Gründlichkeit sich entfernte, so suchte er doch bald, zumal in der letzten Gattung von Schriften sich ihr wieder zu nähern und es gelingt ihm damit und kann ihm noch immer mehr damit gelingen, weil ein deutsches Publicum gewiß nicht bloß amüsirt, sondern gern gründlich belehrt seyn will. 3) In Rücksicht des Zweckes ordnet der Deutsche die Wissenschaft dem practischen Leben keinesweges unter. Die Wissenschaft ist an und für sich ihm werth; um ihrer selbst willen ehrt er sie, und fühlt ihre Würde zu sehr,

als daß er sie irgend Staatszwecken oder andern practischen Zwecken gänzlich unterordnen sollte.

Daß insbesondere die von aller möglichen Benutzung unabhängige Würde der Wissenschaften in Deutschland ganz so gefühlt wird, wie es von einer vorherrschend subjectiven Gemüthsart zu erwarten ist, beweisen die Universitäten der Deutschen in ihrer Vorzüglichkeit vor den ähnlichen Anstalten andrer Nationen. — Diese ursprünglich kirchlichen Institute haben sich in Deutschland nicht bloß der Vormundschaft der Kirche, aus deren Schooß sie hervorgegangen waren, schon früh und immer mehr entzogen, sondern auch, bei der seit dem westphälischen Frieden immer gewachsenen Gewalt der Regierungen, die Freiheit des menschlichen Geistes und die Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Strebens von den besondern Zwecken der Staatsgesellschaft zu behaupten gesucht. Des deutschen Gelehrten Glaubensbekenntniß über die von ihm tiefgefühlte Würde der Wissenschaft kann ich am besten mit den Worten eines Mannes anführen, der unserm Vaterlande durch einen zu frühen Tode leider schon entrissen ist. In einer kleinen Schrift von Bredow über die

Frage: Ist Dienstbarkeit der Wissenschaft zur Erreichung des allgemeinen Staatszwecks nothwendig? findet sich folgende Stelle, gegen die in dem Gemüth eines ächtdeutschen Gelehrten sich schwerlich ein Widerspruch erheben wird. „Ist „der Geist, sagt Bredow daselbst, oder das Ver„mögen zu denken des Menschen edelste Kraft; „so hat der Mensch die Pflicht, jede Bedingung „unter der sie sich nur entwickeln kann, für sich „als ein Recht zu verlangen, und was in seinen „Kräften steht zu thun, daß ihm diese Bedin„gung in der Wirklichkeit gegeben werde. Frei„heit des Denkens muß er als sein unantastbares „Recht fordern und sich den Besitz desselben „sichern. Wer diese Freiheit kränkt, fügt er „weiter hinzu, sie nach seiner Willkühr modeln will, „der ist ein Narr oder ein Tyrann, und tastet „das innere Heiligthum der Menschheit an. „Des Menschen Ideen oder seine Erfahrungen „und Beobachtungen nach Ideen systematisch, d. „h. in streng zusammenhängender Form an ein„ander gereihet, geben die Wissenschaft: „in ihr wird die Idee gleichsam lebendig, in„dem sie zu einem größern Ganzen sich gestaltet,

„daß die einzelnen Ideen als Glieder sich an„fügt. Für die Wissenschaft daher, für ihre Ver„breitung und ihren Anbau Freiheit sich zu ge„winnen und zu erhalten, gebührt dem Menschen „als Recht in höherm Grade, ist ihm um so „heiligere Pflicht. Denn die Gesetze, nach denen „die Wissenschaft sich bildet, sind bloß in ihr „selbst zu suchen und zu finden: willst du des „edleren Obstbaumes Frucht dir gewinnen, willst „du an der Blume Farbenspiel und Wohlgeruch „dich erfreuen; lerne vom Baume, vom Strau„che selbst, welchen Boden und welche Lufttem„peratur, welchen Stand und welche Behandlung „er erfordere. So wird auch der menschlich ge„ordnete Staat nie sich anmaßen, dem Denken „überhaupt und den Wissenschaften insbesondere „Norm und Regel vorzuschreiben; oder, wenn er „es thut, nun — so geht es, wie es da drü„ben jenseits des Rheines geht. — So weit Bredow."

Ich füge noch hinzu: ist dies wirklich der Geist des deutschen wissenschaftlichen Strebens, wie er sich insbesondere auf den höhern Bildungsanstalten Deutschlands ausgesprochen hat: so ist

auch begreiflich, daß diese vor den Augen des Machthabers keine Gnade finden konnten, der selbst die edelsten menschlichen Regungen, selbst das innerste Leben des Gemüths nur unter der Bedingung dulden konnte, daß es seinem Unterjochungssysteme fröhnte. Er mußte diese Anstalten in ihrer deutschen Lage und Gestalt als den Mittelpunct der ihm so verhaßten Ideologie, als den eigentlichen Wohnsitz der Metaphysique tenebreuse hassen und zu vernichten, oder, was im Grunde dasselbe gewesen wäre, sie der großen Universität an der Seine unterzuordnen streben. — Sein Scharfblick hatte ihn übrigens auch hier nicht irre geführt; eben von diesen Wohnsitzen der Ideologie und Metaphysique tenebreuse stürzten zuerst dichte Schaaren kampfbegieriger Jünglinge in den heiligen Kampf; und in Wahrheit nicht wenig haben gerade diese, allerdings mehr noch durch den Geist, welchen sie in der Menge aufregten und verbreiteten, als durch das freilich auch tapfer geschwungene Schwerdt zum glorreichen Ausgange des heiligen Kampfes beigetragen. — Und, was immer möge im Andenken aller künftigen Staatsmänner bleiben, sie haben

damit den augenfälligsten Beweis geführt, daß da, wo die freieste Regsamkeit des Geistes nach allen Richtungen ist, auch die höchste Thatkraft wohnt; die mit Blitzes Schnelle und Blitzes Kraft der Unterdrückung des Heiligen im Menschen, wenn so weit die Noth gestiegen ist, zermalmend entgegentritt.

Selbst da kann, der Deutsche am wenigsten, sich der freien Regung aller seiner Seelenkräfte entäußern, wo der heilige Boden allerdings die größte Ehrfurcht gebietet. So wenig er auf dem Gebiete der Religion der tiefen Ehrfurcht für alles Heilige, das er als solches ahnt, fühlt oder erkennt, je entsagen kann, so wenig kann er auch in seinem Glauben den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit von aller menschlichen Auctorität je ganz verläugnen, den er aus seinen Wäldern mitgebracht hat. — Höchst belehrend ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, das gesammte kirchliche Leben unsrer Nation von ihrem ersten Uebertritt zum Christenthume an bis auf die neuesten Zeiten. Das Gefühl, das tiefe Gefühl für alles, was sich als Heiliges ankündigte, tritt zunächst in der Geschichte des kirchlichen Le=

bens unsrer Vorfahren am stärksten hervor. Wie bei diesem innigen Gefühl sie schon in ihren Wäldern vor Priesteransehn sich tiefer beugten, als vor ihren Heerführern, so geschiehet es auch im Mittelalter, so oft kirchliches und Staatsleben in Streit geräth. — Es ist höchst anziehend, wenn man weiter das kirchliche Leben unsrer Nation verfolgt, zu bemerken, wie kein Volk leicht mit so biederm Zutrauen, mit solcher Gutmüthigkeit und solchem Kindersinn von den Führern seines Glaubens sich leiten ließ; wie eben daher auch, wiewohl auch aus noch andern Gründen, der Mißbrauch der hierarchischen Gewalt bei keinem Volke von dem römischen Bischof so weit getrieben werden konnte, als bei unsern Vorfahren. Unglaublich schwer mußte der Druck erst lasten, ehe der Deutsche versuchte, sich davon zu befreien oder doch ihn sich zu erleichtern. — Mit der Geduld und bis zu solchem Grade, möchte ich wohl behaupten, hätte der Deutsche kein Joch, von irgend einer weltlichen Macht ihm angemuthet, je getragen. Und erst, als eben diese hierarchische Gewalt gegen das, was in jeder gesunden Brust unvertilgbar ist, heftiger anstieß, als Tetzels Fre-

vel die Gewissen empörte: da erst siegte, aber da auch selbst bei dem Geringsten im Volke über den Nimbus der Tiare das stärkere Gefühl des Wahren und Rechten, des Sittlichen und Heiligen. Es macht dem Deutschen wahrlich Ehre, daß gerade an diesem Punkt, nicht im Kampf mit der Staatsgewalt, nicht wegen der ungeheuern Summen, die nach Rom gingen, die hierarchische Gewalt zunächst sich brach. Es spricht auch dies für die vorherrschend subjective Gemüthsart der Deutschen. — Und nun, als Freiheit auch auf dem Gebiet des Glaubens von dem Protestantismus durchgefochten, und damit nicht bloß für das protestantische Deutschland, sondern mittelbar für das gesammte gefördert war, wird das Gemählde unsers kirchlichen und religiösen Lebens von einer andern Seite sehr anziehend. Nach unendlichen dogmatischen Kämpfen, in denen sich der kaum gebannte hierarchische Geist auch in den neugestifteten Gesellschaften oft sehr derb vernehmen ließ, nachdem schon dadurch das innere und praktisch-geistige Leben in der kirchlichen Gesellschaft vielfach erkältet war, brach endlich von Westen her ein Geist der Frivolität auch in das Gebiet des Heili-

gen ein, der, so wenig er, zumal bei seiner Seichtigkeit, einem deutschen Gemüthe zusagen konnte, doch, weil er zu einer Zeit über den Rhein kam, wo man, an Höfen und in den ersten Ständen wenigstens, Alles von daher nachahmungswerth fand, viel schadete; und selbst bei den an sich ernsten Beschäftigungen im Gebiet der theologischen Wissenschaften auf Ton und Art des Vortrags nachtheiligen Einfluß hatte. Es gesellte sich dazu von der brittischen Insel her ein freilich weit tieferer Geist, der indeß mehr skeptisch, als von einer Idee ergriffen, alles Positive auf dem Gebiete der Religion angriff. — Von diesen beiden Seiten her ward der deutsche Untersuchungsgeist angereizt, auch im Gebiet des Religiösen sich nach allen Richtungen mit der Freiheit zu regen, die allem redlich gemeinten Bestreben des Himmelssinns gebührt, der, sobald er reiner Himmelssinn ist, bei allen übrigen Richtungen, doch immer aufwärts strebt, und in sofern seinem Ziele immer näher kommt. Und hätte er bei freier Regung auch manchen Umweg eingeschlagen; auch der Umweg führt zum Ziele und läßt uns überdies daran oft noch neue oder bisher nicht so aufgehellte Seiten entdecken. — Doch wir gehen weiter

Als der Deutsche im Fortgange seines kirchlichen und religiösen Lebens an diesen Punkt gekommen war, nahm sein Himmelssinn im Gebiet des Religiösen eine doppelte Richtung vornehmlich, die hier zu bemerken ist, weil sie das Eigenthümliche dieses Sinnes bei den Deutschen noch näher zeigt. —

Da wo die prüfende Vernunft vorherrscht, (ich mag nicht entscheiden, ob dies so allgemein im nördlichen Deutschland der Fall ist, daß man darnach Deutschland in zwei große Hälften könnte zerfallen lassen,) regte sich stärker das Bedürfniß, das gesammte Gebiet des Glaubens sowohl mit den ewigen Grundsätzen der reinen Vernunft, als mit allen Erfahrungen und aller Sinnen-Wahrnehmung in die möglichste Verbindung, in Einklang und Freundschaft zu bringen. Es ist natürlich, daß der Deutsche bei seiner mehr subjectiven Gemüthsart, vornehmlich nach Einheit in seiner Gemüthswelt strebt und daher solche Aufklärungsversuche nie aufgeben kann, wodurch das Gebiet der Erfahrung, der Wissenschaft und des Glaubens gleichsam von einer und derselben Sonne überall gleich hell bestrahlt werden soll. Und

bei seinem tiefen Hinabsteigen zu den Wurzeln alles intellectuellen Lebens und bei seinem unermüdlichen weitern Eindringen in das Gebiet alter Sprachen und der gesammten humanistischen Kenntnisse muß ihm die Möglichkeit eines solchen Sonnenlichts über seiner gesammten Gemüthswelt immer wahrscheinlicher werden, darf ihm als eine Morgenröthe vorschweben, die vollen Tag hoffen läßt, welchem sich zuzuwenden er in seinem ganzen Innern sich berechtigt fühlt.

In sofern nun aber dies wissenschaftliche Streben von andern Standpuncten aus erscheinen kann, und auch erschienen ist, als das Gebiet des Glaubens beengend oder in Gefahr setzend, so hat sich dagegen (und auch in ächtdeutschen Gemüthern) das tiefe Gefühl der Ehrfurcht für alles Heilige, das in jeder deutschen Brust gewiß leicht zu weckende Glaubensbedürfniß und die Erfahrung geregt, daß Aetherklarheit auch wol Aetherkälte mit sich führe. Ja in der Brust jedes Einzelnen, sobald sich sein Himmelssinn auf dem Gebiet des Glaubens weiter zu entwickeln strebte, hat sich wol dieser Zwiespalt einmal im Leben erhoben.

In solchem Falle betritt der Deutsche, sofern es ihm mit dem Heiligen Ernst ist (und von andern kann hier die Rede nicht seyn,) je nachdem das Bedürfniß der Klarheit und Einheit in allen seinen Erkenntnißkreisen, oder Glaubensbedürfniß und Wärme des Gefühls vorherrscht, einen der beiden schon angedeuteten Wege, siedelt sich entweder mit Entsagung alles dessen, was die Befriedigung der Sehnsucht nach höherm Leben noch zweifelhaft zu lassen oder doch weiter hinaus zu setzen scheint, auf dem Gebiete des Glaubens sofort an, oder er trachtet allgemeinere Gesichtspunkte zu erschwingen und einen Standpunkt zu erreichen, von welchem aus jedes den Erkenntnißkräften zugängliche Gebiet, wo möglich, unter einen Blick gefaßt werden kann. Welchen dieser Wege aber redliche Absicht auch einschlagen mag, sie führen so gar weit nicht auseinander, fördern beide und am Ende wol zum nämlichen Ziele; auf dem einen ersetzt größere Wärme des Gefühls, was auf dem andern die helle und deutliche Ansicht mehr mit leistet; dort ist zusammengedrängteres, fast einzig religiöses Leben, hier gleichförmiger in alle Kreise des Erdenlebens vertheiltes; dort frühe,

möglichst gänzliche Entwickelung des Heiligsten im menschlichen Gemüth mit Absterben oder gar Ertödtung geringerer Anlagen, hier mehr gemeinsame Entfaltung und Anbau aller menschlichen Fähigkeiten. — Oft, wenn ich mir zwei Gemüthsarten und zwei Gemüthswelten, auf diesem doppelten Wege ausgebildet, in ihrer Verschiedenheit recht habe vergegenwärtigen wollen, sind mir zwei der vollendetsten Gemählde vor die Seele getreten, als Symbol und Gleichniß davon. — Jeder meiner Zuhörer kennt gewiß, wenigstens aus Beschreibungen und Kupferstichen, die berühmte Nacht von Correggio und die Verklärung von Raphael. Beide Gemählde sind, jedes in seiner Art, der herrlichste Triumph der Kunst. Dort bricht von dem göttlichen Kinde, das sich auf dem Schooße der Maria befindet, alles Licht aus, was die rings umher befindlichen Gegenstände und Personen erleuchtet. In der das Gemüth des Beschauers unwiderstehlich anziehenden Anmuth, in der himmlischen Beleuchtung, in den milden wundersamen Uebergängen des Lichts und Schattens ist in dieser idyllisch-beschränkten Darstellung alles Höchste erreicht. — Anders ist es mit dem

berühmten Bilde Raphaels: der Reichthum der Zusammensetzung scheint hier sogar der Einheit zu schaden und hat derselben bei minder umfassenden Augen wirklich geschadet; die ganze Menschheit von der untersten Stufe bis zu ihrer höchsten überirdischen Vollendung (vom Besessenen bis zum Verklärten) ist von dem Künstler umfaßt und mit der höchsten Wahrheit des Ausdrucks dargestellt. — Dort ist eine Himmelsscene auf Erden; hier Erd' und Himmel leise und daher für manches Auge nicht merklich genug an einander geknüpft; hier alles in offener Tagesbeleuchtung und doch im überirdischen Lichte die Himmelsgestalten.

Wer sich diese, wie es mir scheint, treffende Symbole recht vergegenwärtigt und daneben deutsche Gemüthsart, die zur subjectiven Ausbildung hinneigt, d. h. zur Ausbildung der innersten, tiefsten Gemüthsanlagen, wobei das Bedürfniß der Religion rege werden muß: der wird es begreiflich finden, daß so geartete Gemüther, wenn sie ohne Störung, ohne daß ausländische Bildungsweise ihnen zugemuthet wird, ihrem Gange überlassen bleiben, bald dem einen oder dem andern

der bezeichneten Wege sich zuwenden werden; der einen Art der Entwicklung des religiösen Lebens nämlich bei mehr männlicher Ausbildung aller Anlagen des Geistes, der andern bei zarterer und überwiegender Bildung des Herzens; und wohl mag es auch so glücklich organisirte und bei ihrem Bildungsgange so vom Himmel und Menschen begünstigte Gemüther geben, wo Geist und Herz in gleicher Regsamkeit und bei dem harmonischsten Zusammenwirken die Vorzüge beider Entwicklungsarten des religiösen Lebens in sich vereinigen.

Beide Bahnen haben indessen auch ihre Abwege; und wenn auf denselben auch deutsche Gemüthsart sich weniger weit verirrte, so hat doch auch sie hier den Zoll der Menschlichkeit vielfach bezahlt. — Es gehört zur Vollständigkeit unsrer Darstellung, auch dies in dem religiösen Leben unsrer Nation mit einem Wort bemerklich zu machen. — Bei jener vollen Tagesbeleuchtung des Ganzen hat der Deutsche, emsig zugewendet den mannigfaltigsten Gegenständen der Erkenntniß, sich dem Ueberirdischen, wenn auch nicht ganz entzogen, doch es sich von der Erd-Atmos-

phäre umwölken lassen. Es hat sein Leben nicht so unaufgehalten strahlend berührt und durchdrungen, wie es auch so herrlich es vermag. Das religiöse Leben ist auf diesem Wege, (warum sollte man das offenbar Geschichtliche nicht sagen?) in Vielen kälter geworden.

Auf dem andern Entwicklungsgange des religiösen Lebens ist von jeher die christliche Welt an einen andern Abweg leicht gerathen; doch auch diese Verirrung erscheint im deutschen religiösen Leben, wie die Geschichte offenbar bezeugt, um vieles milder, als in dem religiösen und kirchlichen Leben früher gebildeter christlichen Völker.

„Anch io son pittore! auch ich bin vom Genius der Kunst beseelt!" sagte nach einer bekannten Erzählung bescheiden der große und mit so vollem Rechte groß sich fühlende Correggio, als er bewundernd vor einem Gemählde Raphaels stand, Raphaels, des Künstlers, mit welchem er in so manchem Gegensatz sich befand, und den er in einzelnen Theilen der Kunst wirklich, wenn gleich nicht im Ganzen übertraf. — Dies bescheidene Auch ich verwandelt die Schule eines großen Künstlers, dessen Eigenthümlichkeiten

und Besonderheiten allein ins Auge fassend und mit dem Genius der Kunst verwechselnd, so leicht in ein: Nur ich, nur wir, und spricht dann damit zugleich, stillschweigend oder ausdrücklich, das Urtheil der Verwerfung aus über alles Andere. Eben dies hat sich auch von jeher begeben, und wird sich immer noch leicht begeben in dem Leben einzelner von der Religion ergriffenen Menschen und ganzer kirchlichen Gesellschaften unter allen zum Christenthum sich bekennenden Völkern. Und je höher das religiöse und kirchliche Leben in einer Nation steht, jemehr sich aus allen übrigen Kreisen das Leben der Einzelnen darauf zurückzieht, je schwerer und verderblicher kann diese Verirrung werden, je weiter dieser Abweg führen.

Auf deutschem Boden erscheinen indeß beiderlei Verirrungen, denen der menschliche Geist gerade bei seinem höchsten Aufstreben ausgesetzt ist, gleich milder. Weder der Unglaube oder Starkgeisterei noch die Verketzerung hat je so bösartigen Charakter bei den Deutschen angenommen, als sich in der Geschichte einiger andern europäischen Völker nachweisen läßt. Der erste ist weniger, mindestens weniger beharrlich ins praktische Leben getreten, und wenn er

in solchem Falle sich recht entschieden zeigte, wahrlich mehr Nachahmung des Auslandes und Anflug von daher in der greulichen Nachahmungs-Periode gewesen, als Erzeugniß der deutschen Gemüthsart; denn ich wiederhole es, wo die Gemüthsart mehr subjectiv ist, kann der Mensch ohne Glauben nicht lange in der Welt ausdauern, nicht lange ohne ernste Verbindung mit dem Ewigen und Unsichtbaren in seinem Innern fertig werden. —

Auf der andern Seite aber, was die Verketzerung und Verfolgungssucht betrifft: wann hat sie in Deutschland einen so bösartigen Charakter angenommen, als z. B. in Spanien, mehrmals in Frankreich, selbst in England einmal während einer kurzen Periode? Freilich haben auch deutsche Staaten ehemals Andersdenkende unter mancherlei Druck zum Auswandern hingedrängt, ja in finstrer Zeit haben auch in Deutschland zahlreiche Scheiterhaufen geflammt; aber mehr nur einzeln für Andersdenkende, sonst zahlreich und in Reihen nur für die Personen, welche man im wirklichen Bunde mit dem Teufel wähnte, dessen man sich nach ehrlicher deutschen Ansicht nicht kräftig und nachdrücklich genug glaubte erwehren zu können.

Diese Andeutungen — mehr erlaubt die Zeit nicht — berechtigen, wenn man sie weiter verfolgt, zu der Aussicht, daß auch im religiösen und kirchlichen Leben die deutsche Nation ein Ziel erreichen könne, was noch weit über das hinausliegt, was man sonst unter dem Namen Toleranz (welcher Name bloß Milderung einer Verirrung des menschlichen Geistes ausspricht) angepriesen hat. — Den Deutschen zuerst möchte ich den Triumph zutrauen eines liberalen, einerseits von den Eigenheiten einer Schule nicht durchaus beschränkten und daher von Verfolgungssucht reinen, anderseits von aller Gleichgültigkeit eben so fernen religiösen und kirchlichen Lebens, wie es begründet werden kann bei deutscher Billigkeit und bei der Ueberzeugung, daß auch auf geweihtem Boden bei verschiedenen Standpunkten und daher entstehenden abweichenden Ansichten doch Ein Geist im Aufwärtsstreben des Himmelssinnes alle zu einigen Brüdern, zu Gefährten, die zu Einem Ziele hinanklimmen, machen könne.

Indem ich jetzt Ihnen, verehrte Versammlung, meinen herzlichen Dank abstatte für die gütige Aufmerksamkeit, womit Sie mich durch

diese Folge von Untersuchungen, deren Gegenstand freilich wol für Jeden anziehend seyn mochte, begleitet haben, nehme ich eben diese Aufmerksamkeit noch auf Einen Augenblick in Anspruch für eine Bemerkung über den gesammten Charakter unsrer Nation, so wie er sich uns in diesen Vorlesungen dargestellt hat; eine Bemerkung, dir mir am Ende dieser Arbeit sehr klar geworden ist, und die ich um so lieber bis ans Ende aufgespart habe, da sie eine erfreuliche, auf jeden Fall eine tröstliche Aussicht eröffnet.

Es ist die Bemerkung: Ein Volk, dessen Sinn für häusliches Leben, dessen Familiensinn frisch und lebendig und vom Staatsleben nie überwältigt sich erhält; dessen Himmelssinn ferner, vornehmlich im Gebiet des Religiösen nie sich abstumpfen läßt, kann nicht bloß langes Daseyn, sondern noch lange fortschreitendes Daseyn hoffen. — Ferner, wohl ist Anordnung der staatsgesellschaftlichen Verhältnisse hochwichtig zum Gedeihen eines Volkes, und wohl kann der Gang der Ereignisse mächtig Volkswohlfarth hemmen oder fördern: dennoch ist davon das Volk nicht durchaus abhängig, das sich in den einfachsten Na=

turverhältnissen lauter erhält und in den höchsten Aufstrebungen des Geistes nie laß wird. — Es paßt auf ein solches Volk noch immer ganz jenes Bild, das in Sehern und Dichtern des Alterthums so oft vorkommt: die Stürme der Zeit können Aeste und Zweige des festgewurzelten Baumes niederschlagen, das fällende Beil kann ihn seiner Krone berauben; dennoch schlägt der frische tief und festgewurzelte Stamm kräftig treibend wieder aus, und gewinnt gerade unmittelbar nach den verwüstenden Stürmen, gerade vom behauenden Eisen aus neuen Wachsthum und neue Stärke.

Druckfehler.

Seite 12. Zeile 5. statt eine Nation lies einer Nation
— 75. — 15. st. zu behaupten l. behaupten
— 82. — 23. st. mannigfaltiger l. mannigfaltige
— — — — st. mannigfaltigem l. mannigfaltigen

Inhalt:

